

Die arme Therese.

Erzählung.

1846.

1

This name is blank.

Blank text.

Vertical text on the right edge of the page, likely bleed-through from the reverse side.

Um Mitternacht.

Es hatte längst schon zwölf Uhr vom nahen Rathhausthurm geschlagen, und das junge Mädchen konnte noch immer nicht einschlafen. Wie auch die Müdigkeit schwer auf ihren Augenlidern lag, eine namenlose Angst, eine Beklommenheit lastete auf ihrer Brust und verscheuchte den Schlummer. Sie mußte unausgesetzt an ihren todtkranken Nachbar, den jungen Professor, denken, der den andern Flügel des Hauses bewohnte. Ach, den Armen pflegte und wartete keine verwandte, keine geliebte Hand, denn er war hier fremd, und es waren Miethlinge, die den Fieberkranken bewachten und für Geld die lästige Sorgfalt übten. — Vielleicht rang er schon mit dem Tode; der Arzt hatte bei seinem letzten Besuche — das erfuhr Therese von den Dienstknechten — bedenklich mit dem Haupte geschüttelt und geäußert, heut sei der entscheidende Tag.

Ob der gute, unglückliche Mensch, dachte Therese, jetzt wohl auch sorgsam verpflegt ist, ob sie ihm zur rechten Stunde die Arznei geben und das Rissen rücken und die glühende Stirne trocknen, wie ich dem kranken Dunkel gethan? Zwar befand sich während des Tages eine bejahrte Frau als Wärterin bei ihm, die ein Geschäft aus ihren Hilfreichungen machte, und während der Nacht wachte ein Mann aus der Nachbarschaft an seinem Bette, der, ohne einen regelmäßigen Broterwerb zu haben, den Commissionär und Aufwärter machte. Der Bediente des Professors selbst, ein redlicher und zuverlässiger Mensch, war vor kurzer Zeit mit Bewilligung seines Herrn nach seiner entfernten Heimath gegangen, um dort ein kleines Erbtheil zu heben. Der Professor hatte es nicht geahnt, daß er gerade in der Zeit so schwer erkranken würde, wo ihm sein treuer Diener am unentbehrlichsten gewesen wäre. — Und zu dem Wärter, der während dessen an seine Stelle getreten war, konnte Therese kein Vertrauen fassen; er war roh, brutal, zänkisch, in seinem starkgerötheten Gesicht war Gemeinheit ausgeprägt, in den tiefstliegenden grauen Augen lag es wie Heimtücke. — Therese haßte keinen Menschen, aber diesem hätte sie am wenigsten zu vertrauen vermocht, ihm sah sie nur mit Widerwillen und Bangigkeit die Sorgfalt für den Kranken anheimgestellt.

Eine Thräne trat in ihr Auge, denn ihre ganze Seele war mit inniger Theilnahme für den Kranken erfüllt. Sie zitterte für sein Leben, als gelte es ihr eigenes. Sie hatte recht inbrünstig zum Himmel um seine Rettung gebetet und mehr als ein Mal gläubig und hoffend ausgerufen: Nein, er kann, er darf nicht sterben, so jung nicht!

Plötzlich fuhr sie empor, — Blässe überzog ihre Wangen, mit angehaltenem Athem, die Augen weit geöffnet, horchte und lauschte sie. Ein Schmerzenslaut hatte ihr Ohr gestreift, ein Weheruf — so schien es ihr. Ja — die Stimme kam über den Korridor, sie klang von jener Seite her. Entweder er ringt mit dem Tode, oder er ist allein, von dem gewissenlosen Wärter verlassen und bedarf der Hilfe. — Der Ruf wiederholte sich lauter, erschütternder.

»Ich muß hinüber!« sagte Therese und sprang aus dem Bette — »schickt es sich auch nicht — er ist krank, in Gefahr, vielleicht kann ich helfen, retten; kein Anderer hört — der Wärter ist vielleicht trunken und schläft.« Sie warf einen Rock und ein großes Tuch über, schlüpfte in die Schuhe und wollte ihre Nachtlampe vom Ofen nehmen, besann sich aber eines Andern, indem sie überlegte: Ich treffe im Finstern, das Licht könnte mich verrathen, oder ihn beim Eintritt erschrecken.

Mit unhörbaren Schritten flog sie über den langen Gang, öffnete leise die bekannte Thüre und trat ein. Der Kranke war allein, kein Wärter in der Nähe. Man hatte den Leidenden in sein Studirzimmer gebettet, weil es nach dem Hofe ging und ihn hier das Straßengeräusch weniger belästigte. Rings an den Wänden standen Bücherschränke und Consolen, worauf physikalische und mathematische Instrumente, ausgestopfte Thiere, Phiolen und dergleichen. Der Kranke lag der Thüre gegenüber auf seinem Schmerzenslager. Eine grünverhangene Lampe in der Ecke der Stube verbreitete matte Helle. An der Mitte des Bettes stand ein kleiner Tisch, worauf die Arzneiflaschen, Tassen, Gläser und eine Uhr, weiter aber, zu Häupten des Bettes, ein Stuhl.

Therese war noch blässer geworden, sie zitterte — leise nahte sie dem Bette. Er lebte noch, er hatte die Augen geöffnet, doch hielt er sie starr auf einen Punkt gerichtet. Er schien ihr Eintreten nicht bemerkt zu haben. Sein Antlitz war geröthet, die Brust athmete schwer in langen, aussetzenden Athemzügen. Die Krankheit schien gewaltig zu ringen mit seiner widersstrebenden Lebenskraft. Manchmal, doch nur auf Sekunden, schloß der Leidende die Augen und regte die Lippen lautlos, dann drangen wieder Seufzer und gebrochene Laute aus seinem Munde — sichtbar

bewältigten ihn wirre Fantasien, Schreckbilder und in ihrem Gefolge dumpfe Beängstigungen.

Therese, die es kaum wagte aufzuathmen, warf jetzt ihre Blicke zufällig auf die Uhr. Neben dieser lag ein Zettel, darauf hatte der Arzt je die Stunde verzeichnet, in welcher abwechselnd von den zwei Arzneien dem Kranken gereicht werden sollte. Mehr als eine halbe Stunde war schon vorüber, sicher hatte sich der gewissenlose Wärter schon früher entfernt. Der Arzt hatte unter das Schema gesetzt: Ist pünktlich einzuhalten. — Therese war rasch entschlossen, sie nahm die Arzneiflasche, füllte mit dem braunen Saft einen Löffel und hielt diesen an den Mund des Leidenden. Er trank instinktmäßig, dann schlug er die Augen auf und kehrte sie gegen Therese, aber keine Miene drückte sein Befremden über ihre Gegenwart aus. Nach einer Weile lächelte er hörbar: Trinken! Ein großes Glas mit einer weißen Flüssigkeit schien den Kühltrank zu enthalten. Therese reichte ihm davon; er trank in langen Zügen — sein Haupt sank in die Kissen und seine Augen schlossen sich. — Die Brust athmete allmählig freier und ruhiger, der Fieberanfall schien nachzulassen, der Blutandrang wich aus dem Gesichte — er schlummerte.

Therese saß lautlos und verwandte keinen Blick von dem Angesicht des Kranken. Wie war er jetzt

blaß, die Wangen eingefallen, die Lippen bleich und vertrocknet und doch, wie auch die Krankheit diese edlen Züge erschütterte und verstört, er war noch immer schön: die hohe, freie Stirne war klar geblieben, ein Spiegel großer Gedanken; darüber schatteten die dunkeln Locken, auf deren Fülle sich das bleiche Haupt leicht und elastisch zu wiegen schien. — Therese faltete betend die Hände und flüsterte: Er wird gewiß nicht sterben.

Ueber eine Stunde schlief er auch ruhig und fast ohne sich zu regen. Es war an der Zeit, ihm die zweite Arznei zu reichen. Therese aber hatte den Muth nicht, seinen sanften und, wie es schien, wohlthätigen Schummer zu unterbrechen. Doch er erwachte plötzlich von selbst und verlangte zu trinken. Gierig sog er den kühlenden Trank ein, dann richtete er seine Augen lange und fest auf das junge Mädchen; es war der stiere, seelenlose Blick nicht mehr, um seine Lippen zuckte es wie ein freudiges Lächeln und leise, kaum hörbar flüsterte er: »Sie sind die arme — die schöne Therese?«

Das Mädchen zitterte und erröthete bei diesen Worten, dann griff sie, schnell sich besinnend, nach Löffel und Arzneiflasche und reichte ihm den Heiltrank. Er nahm ihn gehorsam und richtete wieder seine Augen auf die schöne Wärterin, dann sprach er, wie

für sich, träumerisch und versunken: »Es ist vorüber — so sehen die Engel aus.« Er streckte seine Hand gegen Therese hin — sie reichte ihm die ihrige; er nahm sie zwischen seine Finger und legte sie auf die Decke, dann hauchte er: »Ich werde schlafen — dann träume ich fort — von dem schönen Mädchen — vom Engel.«

Er entschlummerte wieder und wie es schien fester als vorher, sein Athem ging frei und ruhig. — Eine Stunde war wieder verflossen, während der Schläfer noch immer die Hand des Mädchens in der seinen hielt; es war als ob aus ihr Genesung in ihn strömte. Da hörte Therese plötzlich die Hausthüre unten knarren und wieder schließen. Ohne Zweifel war es der Wärter, der sich während der Besinnungslosigkeit des Kranken entfernt hatte, um in ein Wirthshaus zu gehen, — und jetzt erst kehrte er zurück.

Er durfte sie auf keinen Fall hier finden. Leicht wie ein Lilienblatt befreite sie ihre Hand aus der des Kranken — er erwachte nicht, — sie schlich an die Thüre, öffnete geräuschlos und huschte über den Gang. In der Mitte desselben, beiläufig vor der Thüre, die zur Wohnung einer alten Witwe führte und gleichfalls nach dem Hofe ging, trat ihr Fuß auf eine nasse Stelle, sie glitt aus und erhielt sich nur mit Mühe aufrecht. Hinter sich hörte sie den trunkenen

Wächter die Treppe heraufpoltern; doch schon hatte sie ihre Thüre erreicht und geschlossen, bevor sie der Strahl ihres Nachtlüchtes noch Jenem verrathen konnte. —

Sie entledigte sich der Kleider und schlüpfte in ihr Bett. Hoch auf schlug ihr das Herz. »Wenn er gerettet wäre,« dachte sie, »o lieber Gott, das wäre schön; wie wollte ich Dich preisen, Herr, aus dankbarer Seele! Und wenn ich vielleicht in Deiner Hand das rettende Werkzeug gewesen wäre! Darum kam kein Schlaf in meine Augen; ein Engel erhielt mich wach; ich konnte dem Armen Labung spenden und vielleicht Genesung.«

Warm und freudig durchwallte die Hoffnung ihr Herz; der Gedanke an Gottes mittelbare Hilfe verlieh ihr Zuversicht. »Und er hat mich erkannt,« fuhr sie fort, »inmitten seiner wirren Fantasien; es kam ein lichter Moment über ihn. Er nannte mich die arme — dann die schöne Therese, und ein mildes Lächeln flog über das bleiche Antlitz. — Dann schien es ihm wieder ein Traum. — Wenn er aber beim Erwachen sich meiner Gegenwart erinnert, das geleerte Glas muß ihm Bestätigung geben; wenn er davon spricht — ich allein, ungerufen am Bette eines jungen Mannes — was wird die Welt denken, was der böse Leumund sagen, wie er selbst vielleicht von

mir urtheilen? — Doch er ist ja krank, er rang zwischen Tod und Leben; sollte, konnte ich ihm die Hilfe versagen, die vielleicht im entscheidenden Momente kam? — Nein! nein! Niemand wird meinen Besuch ahnen; er wird morgen Alles für einen Traum halten. Gott wacht über uns Beiden und kein Mißgeschick wird mich bereuen lassen, daß ich heut der Eingebung meines Herzens gefolgt bin.«

Sie schloß die Augen. Noch schwankte kurze Zeit vor ihrer Anschauung das Bild des Kranken, das Zimmer mit seinen seltsam bekleideten Wänden, in wirren Umrissen, dann übermannte sie der Schlaf.

Draußen färbte indessen — es war hoch im Sommer — ein lichter Goldstreif den östlichen Horizont und malte Thürme und Dächer mit einem seltsam blaffen Lichte, so verschieden von der Dämmerung des Abends.

2.

Die arme Therese.

So hieß sie in der ganzen Nachbarschaft. Sie war die einzige Tochter eines Predigers, früh verwaist; ein alter Hagestolz von Onkel hatte sie zu sich genommen, und als auch er starb, ihr nichts als eine

ziemlich große Büchersammlung und sein altes Mobiliar hinterlassen. Er lebte von einer mäßigen Pension, die mit seinem Tode aufhörte. Seit ihrem vierzehnten Jahre war sie allein, auf sich selbst angewiesen, in der sehr geräumigen Wohnung des Oheims, in der Umgebung seines alten Hausrathes. Aus Pietät wollte sie Jene nicht verlassen, und sich des Legtern, obgleich mehr als die Hälfte vom Ueberfluß war, nicht entäußern. Sie fühlte sich daselbst heimisch, zufrieden und — glücklich, trotz ihrer Armut. Denn sie mußte für geringen Lohn nähen, stricken, stricken. Dies that sie seit vier Jahren mit unermüdlichem Fleiße, früh vom Sonnenaufgang bis tief in die Nacht, bis ihr die Augen vor Müdigkeit den Dienst versagten. Die Leute tadelten sie, daß sie zwei Drittheil ihres mühseligen Erwerbes hergab, um die weitläufige Wohnung des Onkels zu behalten und noch eine alte Dienerin dazu, die, wie die Bücherschränke, Tische und Stühle, auch ein Vermächtniß des alten Oheims war. Auch rieth man ihr oft, die unnütze Büchersammlung zu verkaufen; aber davon wollte sie vollends nichts hören.

Von dem kleinen Rest ihres Erwerbes lebte sie für ihre Person freilich nur kümmerlich; ihre Kleidung zwar war sauber und anständig, aber dürftig; ihr Tisch oft nur mit Brot und Wasser besetzt, wäh-

rend die alte Beate Fleisch erhielt. Da gab es denn freilich oft einen edlen Wettstreit zwischen ihr und der greisen Dienerin; aber das junge Mädchen bestand darauf, daß ihr jede andere Speise, als Brot und Kartoffeln, widerwärtig sei.

In der That hatte die Armuth nichts Drückendes für Therese; sie klagte nicht, denn sie wünschte und verlangte nichts, sie wußte, daß sie die Leute die arme Therese nannten, sie fand nichts Beschämendes in dieser Benennung; sie fühlte durchaus keinen Trieb, die reiche Therese zu heißen. Sie war recht glücklich in ihrer Armuth.

Denn sie hatte auch schöne, freudenreiche Stunden: wenn sie des Sonntags in den nachgelassenen Büchern des Onkels las — es waren meist naturwissenschaftliche Werke, dann Reisen, Länder- und Völkerkunde, auch astronomische —, oder wenn ihr Kanarienvogel im Bauer sang, und wenn sie in der Saalgaße, wohin eins von ihren Fenstern ging, die Nachbarfinder spielen und sich jubelnd im Sonnenscheine freuen sah. Sie blickte dann oft von ihrer Arbeit oder vom Buche hinab und sah in den Kindern lauter glückliche Menschen. Das machte auch sie glücklich!

Die Nachbarn schüttelten zwar über ihre Sonderbarkeiten den Kopf, sie wußten, daß sie im Winter

das Holz korbweis kaufte und konnten nicht begreifen, warum sie sich absichtlich Entbehrungen auferlege, sie wußten freilich nicht, daß dies keine Entbehrungen für Therese waren; aber sie schätzten und liebten das achtzehnjährige Mädchen, das, wenn es auch mit ihnen keine nähere Gemeinschaft pflog, doch gegen Jedermann mild und freundlich, und hilfreich bis zur Selbstaufopferung war.

Therese war arm, aber schön, schön, wie ein Engel! Des Kranken Auge hatte klar gesehen mitten in seinem Fiebertraume. Aber sie wußte es nicht; das merkten auch die Nachbarn nicht, denn vor sechs Jahren war sie als bleiches, abgezehrtcs Kind zu dem alten Hagestolz gekommen und der erste Eindruck von damals war noch jetzt lebendig in ihren Augen. Zudem verlieh kein neues, buntes, kleidsames Gewand ihrer Erscheinung Reiz. Jahr aus, Jahr ein trug sie ein schwarzes Merinokleid und ein graues Hütchen. Ihre Tracht war nicht geeignet, die Blicke auf ihr reizendes Gesicht, die blauen Augen, den holden Mund und die Fülle brauner Locken zu ziehen. Und wie äußerst selten erschien sie auch außer dem Hause; nur ungern, wenn sie Arbeit persönlich abliefern mußte, verließ sie ihre Wohnung, denn diese war ihre Welt — außerhalb derselben suchte und wünschte sie nichts. —

Gott erbarmt sich häufig der armen Mädchen: er giebt ihnen Schönheit, oder Treue, oder Talent, am häufigsten ein frommes Gemüth. Andern giebt er blos Reichthum für's Leben und Fortkommen. Er hat Alles gut gemacht, der liebe Gott! — Die armen Mädchen sollten in ihren Gedanken und Gebeten, und in ihren Wünschen viel dankbarer sein gegen Gott, als die Reichen. — Nur der kleine Spiegel, vor dem sich Therese ihr Haar ordnete, wußte es vielleicht, wie schön sie sei; aber er konnte es nicht weiter sagen. — Gottes Sonne dreht sich wunderbar und mannigfach in ihrem Laufe. Wir achten nur nicht sorgfältig darauf. Selbst in den verstecktesten Keller, in das unzugänglichste Geklüft wirft sie ein Mal des Jahres einen Strahl und erbarmt sich der Finsterniß; sie will, es soll überall, wenn auch nur auf kurze Zeit, Licht werden. Das Licht ist eine von den Seelen der Welt. — Und Therese und ihre Schönheit konnten nicht immer unbemerkt bleiben. —

Sie bewohnte in dem großen, alterthümlichen Hause eine Stube des ersten Geschosses, in der rechten Fronte des Gebäudes. Eins ihrer Fenster ging auf den Platz, das andere in die Sackgasse; nebenbei hatte sie noch drei Gemächer, gefüllt mit dem stattlichen, wenn gleich veralteten Meublement des Dn- kels, welche nach dem Hof führten. Hier hauste und

schloß die alte Beate; in der vordern Stube hatte sich Therese eingerichtet, daselbst stand ihr Arbeitstisch und ihr Bett. Ihr graute vor den hintern Gemächern; sie liebte es bei ihrer Arbeit, des Abends und des Morgens einiges Straßengeräusch zu vernehmen; es war dies das Einzige, was sie in ihrer Einsamkeit an das rege Stadtleben knüpfte. Dicht vor ihrer Thüre ging eine schmale Treppe hinab, sie führte zu einem Ausgang, der auf die Sackgasse stieß. Dieser war meistens verschlossen; der Portier hatte den Schlüssel dazu.

Wenn Therese ausging, mußte sie den weiten Corridor entlang, an den sechs Zimmern des Professors, die an ihre Stube grenzten und den übrigen Theil der Hausfronte bildeten, vorüber, dann gelangte sie vor der bereits geschilderten Studirstube auf die Haupttreppe, die in den Flur und zur Eingangspforte führte. Auf der Mitte des Ganges etwa, den Vorderzimmern gegenüber, befand sich eine kleine Stube, ein ehemaliges Bedientenzimmer, welches die alte Witwe Schreiner bewohnte, eine häßliche, menschenscheue, mißtrauische Frau, die für geizig galt, sich ängstlich einschloß, mit Niemandem im Hause verkehrte, doch zahlreiche Besuche erhielt, weil sie, wie die Rede ging, auf Pfänder lieb.

Erst seit einem halben Jahre hatte der Professor

Willibald Bergold dies Haus bezogen, eben so lange war es, daß er sich überhaupt in dieser Stadt niedergelassen. Er hatte mehrere Jahre auf einer deutschen Universität gelehrt, aber, wie es schien, ohne jede äußere Veranlassung sein Amt aufgegeben und sich hierher zurückgezogen. Er wirkte nunmehr blos als Forscher und Schriftsteller in seinem Gebiete, den Naturwissenschaften. Er war reich: das wußte man gleich nach seinem Erscheinen, obgleich er durchaus keinen Aufwand, nicht einmal ein Haus machte; aber seine Wohnungsmiethen war hoch, seine Einrichtung äußerst elegant, seine Tracht einfach, aber sehr gewählt. Er kaufte theure Bilder, Kupferstiche und Bücher und war freigebig in Geschenken und Trinkgeldern. Im Uebrigen war der unvermählte, etwa vierunddreißig Jahre alte Mann, ohne stolz zu sein, sehr zurückgezogen, er suchte weder Bekanntschaften in der Stadt, noch empfing er Besuche, sein Benehmen war fast mädchenhaft schüchtern. Er grüßte und dankte Jedermann sehr freundlich, doch suchte er stets schnell aus dem Bereiche des Grüßenden zu kommen, als befürchtete er, angeredet zu werden. Seine äußere Erscheinung war schön zu nennen, und sie war noch mehr als dies, sie war einnehmend, herzwinnend: eine hohe, schlankte Gestalt, voll Leichtigkeit und von freier Haltung, ein blaßes, stets ernstes,

aber doch lieblich mildes Gesicht, dunkle, tiefsinnige Augen, aus denen es oft aufblitzte wie poetische Schwärmerei, während in ruhigen Momenten doch wieder kindliche Treuherzigkeit aus ihnen leuchtete, und eine Stirne, auf der die Hoheit thronte, umwallt von reichen schwarzen Locken, die nachlässig auf Schultern und Nacken fielen: so war Vergold eine interessante Erscheinung, die gleich beim ersten Begegnen zur Annäherung und Befreundung reizen mußte. Aber all' diesen Annuthungen und Versuchungen wich er aus, indem er seine Rolle der Zurückgezogenheit consequent durchführte, sei es aus Bedürfniß, oder aus Absicht.

Die Bewohner der zweiten Etage waren zwei bejahrte unvermählte Schwestern und ein Handwerker mit seiner Frau und mehreren kleinen Kindern. Der Besitzer des Hauses wohnte auf seinem Gute mehr als zwanzig Meilen von der Stadt und erschien jährlich nur ein Mal, um bei seinem Administrator, einem Advokaten, die eingegangenen Mietthgelder in Empfang zu nehmen; dann kam er wohl auch auf wenige Augenblicke in das Haus, um etwa nöthige Reparaturen anzuordnen.

Das große Gebäude war demnach ein so ziemlich friedlicher, geräuschloser Aufenthalt; darum mochte auch der Professor hier seine Wohnung gewählt haben.

Er und Therese konnten die beiden Eremiten der ersten Etage genannt werden, und so hießen sie auch bald im Munde der Hausgenossen.

Nur vier Mal, seit er denselben Flur mit ihr bewohnte, war Therese dem Nachbar begegnet: zwei Mal, als er aus der Stube trat, ein Mal auf der Treppe und dann auf der Straße dicht vor dem Hause. Sie hatte ihn jedes Mal frei und offen angesehen, denn der schöne Mann überraschte sie, und zwar angenehm. Ohne es zu wissen und zu wollen hatte sie sich's gemerkt, wie oft und wo er ihr begegnet war, auch hatte sie jedes Mal seinen Anzug im Gedächtniß behalten. Er grüßte sie stets mit einer Zuverlässigkeit, als wäre sie eine vornehme Dame, doch schlug er nach einem flüchtigen Blicke stets schnell die Augen nieder, und schien beinahe verlegen, wenn er so nahe bei ihr vorüberging. —

Räthselhaft schien ihr das verschlossene Leben und Benehmen des Nachbarn. »Er muß einen Gram haben, ein geheimes Leiden,« dachte sie, und diese Meinung war es, welche ihr Interesse für ihn noch erhöhte. — »Er ist reich — warum könnte er denn nicht wenigstens so glücklich sein, wie Du?« —

Vor acht Tagen wurde der Professor krank. Die alte Beate erfuhr von seiner Aufwärterin, daß ihn das Nervenfieber befallen. Jetzt erst steigerte sich die

Theilnahme des jungen Mädchens; jetzt erst schien es ihr, als wäre er ihr ein guter Freund — er trat ihrem Mitgefühl, ihrer Besorgniß näher, zumal sie ihn von habfüchtigen Miethlingen umgeben, ohne verwandtschaftliche Pflege wußte. Bitter empfand sie, daß sie in ähnlicher Lage gleicher Entbehrung, gleicher Theilnahmlosigkeit ausgesetzt sein würde. Darum waren auch ihre Gedanken während des ganzen Tages bei dem Kranken, und Beate mußte sich fast stündlich nach seinem Befinden erkundigen. Selbst die Nächte brachte sie schlaflos zu und betete und zitterte für sein Leben.

Wir haben gesehen, wie das schüchterne, keusche Mädchen, von einer Ahnung aufgestört, es über sich gewann, an das Bett des jungen, fremden Mannes zu schleichen, um ihn zu pflegen und zu laben, in dem Augenblicke, wo er der Hilfe vielleicht am nöthigsten bedurfte.

3.

Ein Mord.

Therensens Erwachen aus ihren freundlichen Träumen war schrecklich. Ein furchtbares Geschrei von mehreren Stimmen draußen auf dem Gange, lautes

Gemurmel von der Straße her erweckte sie. Beate stürzte wehklagend herein. »Gräßlich — entsetzlich!« rief sie, »die alte Schreiner haben sie heut Nacht umgebracht.« Ihr folgte der Polizeikommissär mit zwei Mann auf dem Fuße. Die Legtern stellten sich zu beiden Seiten der Thüre auf. Therese starrte entsetzt von ihrem Lager empor: was um sie vorging, schien ihr ein Räthsel, eine grelle Fortsetzung ihrer Traumbilder.

»Mamsell Flammig,« sagte der Kommissär so schonend und wohlwollend als möglich, »Sie haben gehört, was sich begeben hat. Ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften. Kleiden Sie sich an und folgen Sie mir. Um Sie vor den neugierigen Blicken des Pöbels zu schützen, habe ich einen Wagen holen lassen.«

Therese sah den Mann der Justiz mit umnebelten Blicken an, denn ihre Besinnung drohte zu schwinden, Alles Blut wich aus ihrem Gesichte. Sie gewahrte es nicht, daß bei ihrem Erheben die Decke von ihrer Brust herabgesunken war und ihre jungfräulichen Reize den Blicken der schrecklichen Männer preisgab. »Verhaften,« rief sie endlich entsetzt, »mich verhaften — weshalb?«

»Die Blutspuren,« versetzte der Kommissär, »führen von dem Zimmer der Ermordeten bis zu Ihrem

Bette.« Er deutete auf den Boden, Theresens Blick folgte ihm — in der That gingen blutige Fußtapfen bis zu ihrem Lager.

»D das ist —« rief Therese, doch unterbrach sie sich, sie durfte, konnte doch um keinen Preis gestehen, daß sie die Nacht im Zimmer des Professors zugebracht. Der Mord war wahrscheinlich früher geschehen und die nasse Stelle, auf der sie vor der Thür der Wittve ausgeglitten, war das Blut gewesen. — »Man wird doch nicht glauben,« fuhr das todtenbleiche Mädchen, nachdem sie sich gefaßt, fort, »daß ich die Schreiner ermordet hätte?«

»Ich habe keine Meinung,« versetzte der Polizeibeamte, »ich verfolge nur die nächsten und unmittelbaren Spuren des Verbrechens.«

Die alte Beate, welche kraftlos auf einen Stuhl gesunken war, wehklagte: »Zu all' unserer Armuth muß noch dieses entsetzliche Elend kommen!«

»Beate!« entgegnete Therese weinend, »Du wirfst mich doch einer so schrecklichen Missethat nicht fähig halten?! Gott ist mein Zeuge, ich bin rein in meinem Gewissen.«

»Nein, mein Fräulein! — nein, Thereschen, wie könnte ich so was denken: Sie waren ja immer fromm und gut wie ein Engel!«

»Wenn Sie rein in Ihrem Gewissen sind, Mamsell

Flamming, „sagte der Polizeikommissär, „so sind Sie es auch vor Gott und werden es vor Ihrem Richter sein: darum Muth und Fassung!“

„Ja,“ versetzte Therese entschlossen, „das werde ich, und ich will dies traurige Ereigniß nur als ein Mißgeschick betrachten, wie es viel bessere Menschen schon getroffen hat.“

Der Kommissär ließ nun die ganze Wohnung untersuchen. Schränke und Schubläden, selbst die gepolsterten Meubles wurden geöffnet und durchforscht: — es fand sich nichts vor, was den Verdacht bestätigt oder vergrößert hätte. Er entfernte sich nunmehr für kurze Zeit mit seinen Begleitern aus der Stube, indem er Therese aufforderte, sich rasch anzukleiden. Das bleiche, zitternde Mädchen that dies in Hast und Eile: Beate war unfähig, ihr hilfreiche Hand zu leisten.

Therese öffnete selbst die Thüre und sagte zu dem Kommissär: „Ich bin bereit, mein Herr!“ Vorerst aber ließ dieser noch in ihrer Gegenwart das Bett sorgfältig durchsuchen; — man fand auch hier nichts Verdächtiges.

Als jetzt Therese Abschied von der alten Dienerin nahm, ward diese ohnmächtig. Therese trat am Arme des Kommissärs auf den Gang hinaus; hier waren fast sämtliche Bewohner des Hauses und Leute

aus der Nachbarschaft versammelt, von Theilnahme oder Neugierde getrieben. Alle betheuertens Theresens Unschuld und dies erhöhte von Neuem ihren Muth. Mit herzergreifenden Worten beschwor sie dieselben, ihre alte Magd während ihrer Gefangenschaft nicht verhungern zu lassen. Einstimmig ward ihr hierüber trostreiche Zusicherung. —

Vor dem Hause war zahlreiches Volk versammelt, von brutaler Neugierde oder Schadenfreude herbeigeführt; der Wagen aber war so dicht an das Hausthor gefahren, daß Theresese unmittelbar und ohne länger als eine Sekunde den neugierigen Blicken ausgesetzt zu sein, hineinsteigen konnte. Der Polizeikommissär nahm neben ihr Platz, die Diener stiegen hinten auf und der Wagen setzte sich rasch nach dem Inquisitoriat in Bewegung.

Erst spät, nachdem die Leiche der Ermordeten auf den anatomischen Saal gebracht worden war, verließ sich die Menge. —

Eine Bäuerin, die jeden Morgen um fünf Uhr an die Thüre der alten Schreiner zu pochen pflegte und ihr Milch brachte, fand an diesem Tage die Stube unverschlossen, die Thüre nur angelehnt. Beim Eintritt bot sich ihr das entsetzlichste Schauspiel dar! Die Schreiner lag halb auf dem herabgezerrten Bett und halb auf dem Boden, und schwamm in ihrem

Blute. Ihr Haupt war von einem Beilhiebe, wie sich später ergab, zur Hälfte gespalten. — Das Geschrei der Bauersfrau weckte sofort das ganze Haus, nur Theresen nicht, die in Folge der Nachtwache fest schlummerte, und den Professor nicht, der in Folge der überstandenen Krisis den Schlaf der Genesung schlief.

Die alte Schreiner war, dessen überzeugte man sich sofort, nicht nur gräßlich ermordet, sondern auch beraubt. Kisten und Kasten waren erbrochen, selbst das Stroh im Bette durchwühlt, Kleider und Geräthschaften auf dem Fußboden verstreut. Uebrigens schien die Alte nur nach verzweifelter Gegenwehr den tödtlichen Streich empfangen, ja ihren Mörder zuvor noch verwundet zu haben. Zu dieser Vermuthung ward man durch die große Blutlache vor der Thüre gebracht, wenn man nicht annehmen wollte, sie sei — als sie die Thüre öffnete, auf der Schwelle derselben erschlagen und dann in die Stube zurückgeschleppt worden. Von der Thüre aber gingen die Blutspuren eines kleinen Fußes bis an Theresens Zimmer und sogar bis an ihr Bett: keine führte die andere Seite des Ganges entlang und die Treppe hinab oder hinauf. Dieser Umstand schlug zu Theresens Unheil aus. —

Noch denselben Vormittag bestätigte es sich, daß

die Schreiner Bücher getrieben und auf Pfänder geliehen; denn es erschienen zahlreiche Personen, die ihr Eigenthum an Pretiosen oder Kleidungsstücken reclamirten. Der Mörder hatte jedoch nur die Erstern und wahrscheinlich auch das vorhandene baare Geld geraubt. Die Behörde ließ nun sofort ihre Nachforschungen ergehen. Ihr mußte nach der Voruntersuchung Therese als Thäterin gelten, obgleich es räthselhaft blieb, wie sie im Stande war, mitten in der Nacht sich des Raubes zu entledigen und wie — wenn sie die That vollbracht oder dabei als Helferin gedient — es kam, daß zwar an ihren Schuhen wie auf dem Boden sich Blutspuren, auf ihrer Kleidung aber auch nicht ein verrätherischer Tropfen vorfand. Die allgemeine Stimme, und am lautesten die der Hausbewohner und der Nachbarschaft, sprach Theresen frei, aber die allgemeine Stimme hat keine Geltung vor dem geheimen Inquisitionsverfahren: und Therese allein war im Stande, das Entstehen der blutigen Fußtapfen von dem Schreckenszimmer aus bis zu ihrem Lager zu erklären.

Das junge Mädchen, einmal vor ihren Richtern, war nicht mehr gebrochen, vernichtet, entsetzt, wie am Morgen ihres Erwachens. Ihr Bewußtsein gab ihr Muth bei Betheuerung ihrer Unschuld — Begeisterung röthete ihre Wangen, ihre Worte waren klar,

ihre Rede überzeugend; nur ihren nächtlichen Gang an das Krankenbett des Professors verschwieg sie und entzog so den Richtern selbst die Möglichkeit, sie freizusprechen. Wie jene Blutspuren entstanden, ob sie während der Nacht oder am frühen Morgen, da noch Alles schlief, ihr Lager verlassen und den Gang betreten, ob sie durch das Hilfsgeschrei der Ermordeten vielleicht herbeigerufen, Zeugin der gräßlichen That gewesen, von dem Mörder aber gegen Ablegung eines schweren Eides verschont worden: — alle diese Fragen beantwortete sie verneinend und versicherte, von den Ereignissen jener Nacht nichts zu wissen. Bei dem unschuldigen, seltsamen Mädchen war die Schamhaftigkeit größer, als die Furcht vor Tod und Schmach. Keine Macht der Erde, keine Rücksicht war im Stande, ihr das Geständniß ihrer Liebe, die ja selbst noch kaum zum Bewußtsein in ihr gekommen war, zu entreißen. — Nur ein Gedanke durchbebt sie mit Schauder: »Wenn auch Er dich für eine Verbrecherin hielt!«

»Aber nein!« so beruhigte sie sich wieder in klarerer Stimmung, »er nannte mich einen Engel, da ich ihm wie im Traume erschien; er kennt meinen Wandel, der Nachbarn Urtheil spricht für mich und wird bis zu ihm dringen, und endlich —: der gerechte Gott, der mich schuldlos weiß und da, wo ich nur

der Regung meines Herzens, der Barmherzigkeit Folge gab, in diesen Verdacht gerathen und auf kurze Zeit elend werden ließ, wird auch in seiner Weisheit den Mörder an den Tag bringen.« —

Schon am zweiten Tage nach ihrer Verhaftung war die Nachricht von Vergolds Genesung selbst in ihren Kerker gedrungen. Sie glaubte nunmehr fest, sie habe in jener Nacht durch ihre pünktliche Pflege ihm das Leben gerettet, und Alles, was sie jetzt erduldet, was ihr noch bevorstand, erschien ihr um diesen Preis nicht zu schwer und zu drückend. Sie betete für ihn und dann erst um ihre Befreiung. — Welche Gewalt ist oft in der ersten, noch unausgesprochenen, noch unerwiderten Liebe, welche Opfer bringt sie, ohne noch zu wissen, ob das Opfer auch dem Empfänger fromme, ob es ihm willkommen, ob theuer sei! —

Vor einem Affsenhose wäre Therese, da so unendlich viel für sie und nur ein Umstand, den sie selbst nicht enträthseln zu können betheuerte, gegen sie sprach, wahrscheinlich sofort freigesprochen worden; aber der geheime Inquisitionsprozeß behält den Verdächtigen so lange in Haft, bis der Schuldige ermittelt und überwiesen ist. Entgeht ihm auf die Länge dieser, so wird Jener so lange inquirirt, bis er zum Schuldigen gestempelt ist. Der Scharfsinn des Untersuchungs-

richters will sein Opfer haben und mit diesem seinen Triumph. Es ist ungemein verführerisch und herausfordernd, da, wo zahllose Versuche schon gescheitert sind, ein Geständniß zu entlocken, oder zu — erpressen. Wer schnell und leicht gesteht, macht einem tüchtigen Inquirenten keine Freude. —

Therese's Haft drohte eine langwierige zu werden, da trotz aller polizeilichen Ermittlungen weder eine Spur des muthmaßlichen Thäters aufzufinden war, noch auch von den geraubten Pretiosen irgendwo bei Juwelieren, Pfandleihern ic. Etwas zum Vorschein kam. Uebrigens wurde sie in ihrem Gefängniß — eine rühmenswerthe Ausnahme — mit allen ihrem Geschlecht und ihrer Bildung angemessenen Rücksichten behandelt. Sie durfte lesen und schreiben; doch keine Besuche empfangen. Ihr Wunsch, die alte Beate zu sprechen, ward ihr nicht gewährt; die Hoffnung, durch diese etwas Näheres von Willibald zu erfahren, vielleicht Beweise seiner Theilnahme — sollte ihr nicht erfüllt werden. Vor der Möglichkeit, daß er, nun genesen, jener Nacht eingedenk, als Zeuge zu ihren Gunsten auftreten könne, zitterte das sonderbare Mädchen. Aber in diesem Falle war sie entschlossen, zu gestehen; denn erkannte er ihr Opfer, ihre zarte Rücksicht, so mußte er sie bewundern, vielleicht lieben,

er mußte ihr, die so Vieles um ihn erduldet, wenigstens dankbar sein! —

Bergold erfuhr erst — auf Veranlassung des Arztes — nach seiner völligen Wiederherstellung das gräßliche Ereigniß, das, so zu sagen, unter seinen Augen stattgefunden hatte, und Theresens Verhaftung. »Sie ist unschuldig!« das war augenblicklich seine Ueberzeugung, und er errieth sofort den Grund des Verdachtes und den ganzen Zusammenhang. Aber er selbst war nicht im Klaren, ob er ihr Erscheinen an seinem Krankenbette für Wirklichkeit, oder für einen Traum halten sollte. Waren doch hundert wirre Bilder, bald schön, bald entsetzlich, in jener Nacht durch seine Fantasie gezogen und waren nur Träume eines Fieberkranken geblieben. Freilich stand ihr Bild lebhafter in seiner Erinnerung, als diese; vor allen andern hatte es Wesenheit! Und dennoch — Therese selbst schwieg — ein Wort von ihr, sein Zeugniß konnte sie ja befreien. Warum schwieg sie also? — Weil es dennoch nur ein Traum war — doch ein schöner, lebendiger Traum?! setzte er seufzend hinzu. Sollte er aber demohngeachtet an die Wirklichkeit glauben, sollte er seine Vermuthung gegen die Richter aussprechen und ihnen so den Schlüssel zu dem vorhandenen Räthsel liefern? — Wenn aber Therese widersprach, wenn sie in der That in jener

Nacht ihr Gemach nicht verlassen, und ihre freundliche, heilbringende Erscheinung nur ein holder Wahn, eine Vision seines glühenden Hirnes war —: dann, ja dann häufte er nur noch eine neue Anklage auf das unbescholtene Mädchen, dann riß er den jungfräulichen Schleier von ihrer Unschuld und brandmarkte die Tiefgebeugte, indem er zu den gehässigsten Vermuthungen Anlaß gab. — »Warum spricht sie nicht?« fragte er sich; »es liegt doch keine Verletzung der Sitte darin, einen Todtkranken zu pflegen.« Eins fühlte er nunmehr deutlich. War ihr nächtlicher Besuch Wirklichkeit, so konnte nur sie davon sprechen, nicht er; auf ihre Berufung nur durfte er sein Zeugniß geltend machen. — Wie dem aber auch immer sei: schuldlos und rein stand sie vor seiner Seele. Der Schöpfungsathem der Genesung gab ihm zwar Kraft und körperliches Wohlbehagen, aber keine Heiterkeit; er mußte immerfort an das schöne, schüchterne und jetzt so unglückliche Mädchen denken. Er entwarf Pläne und ersann Mittel zu ihrer Befreiung, ihrer Lossprechung: wußte er doch selbst nicht, ob er ihr von jener Nacht her nicht schwer verpflichtet sei. Alles dies erduldete sie vielleicht für ihn und schwieg nur aus überzarter Schamhaftigkeit. — So errieth Willibald Alles, wie es wirklich war, und vermochte, wagte es dennoch nicht, zu helfen.

Er versank in melancholisches Hinbrüten, das seiner völligen Genesung hinderlich war und wogegen der Arzt umsonst Heilmittel und Zerstreungen verordnete. Eine Reise, welche er ihm vorschlug, lehnte er ab, denn er konnte und wollte den Ort nicht verlassen, bevor Theresens Schicksal entschieden war. Jeden neuen Tag erwachte er mit der Hoffnung, die freudige Nachricht zu vernehmen, daß der wirkliche Mörder entdeckt sei — doch jeden Tag blieb diese trügerisch. Eins nur tröstete ihn: er überhäufte die alte, hilflose Beate mit Wohlthaten, er schaffte ihr die behaglichste Existenz, so daß sich die Alte glücklich gefühlt haben würde, nagte nicht die Sorge um Theresen an ihrem Herzen, das dieser mit mütterlicher Zärtlichkeit ergeben war. Des Abends saß Bergold oft stundenlang bei der alten Dienerin, zu ihr allein sprach er von Theresen und — tröstete sie. Sie allein im Hause, vielleicht in der ganzen Stadt, konnte sich seiner unmittelbaren Theilnahme rühmen. Aus ihrem Munde vernahm er die unzweideutigen Lobsprüche des Mädchens, das noch so jung und selbst hilflos seit Jahren schon ihre Wohlthäterin war. — Wohl versuchte er, die Alte leise auszuforschen, ob ihr nicht bekannt sei, daß Therese in jener Nacht auf irgend eine Veranlassung hin dennoch den Gang betreten und so die blutigen Spuren in ihr Zimmer

getragen — vielleicht hatte ihr das Mädchen den nächtlichen Besuch vertraut: aber auch dies führte zu keinem Erfolge. Die Alte hatte sich nach ihrer Gewohnheit frühzeitig zu Bette begeben, war in ihrer Kammer erst erwacht, als die Mordthat ruchbar wurde, und dann mit den Polizeipersonen zugleich in Theresens Zimmer getreten. Hier, so wie später, hatte Therese nichts von ihrem nächtlichen Gange offenbart.

Also war es doch nur ein Traum — und dennoch vermochte sich Bergold von dem Glauben an die Wirklichkeit seines Erlebnisses nicht gänzlich zu trennen; denn — er liebte diesen Traum, er war das Morgenroth, welches seiner Genesung voranleuchtete und ihn noch jetzt mit einem zauberischen Schimmer umwob. —

4.

Eine Versuchung.

Wie unbemerkt die Schönheit Theresens auch an ihrer Nachbarschaft vorüberging: Einer fand und erkannte sie. Es war dies kein stilles poetisches Gemüth, das die schöne Feldblume mitten in ihrer Einsamkeit auffucht, sondern ein junger Wüstling von 28 Jahren, der Baron Feldeck, reich, gebildet, un-

abhängig, ein Roué, mehr aus Neigung als aus Grundsätzen, ein Mann ohne tiefere Moral, doch auch ohne Bössartigkeit; er war kein schlechter, sondern nur ein vom Wurmfrasz der Verführung benagter Mensch, dessen glänzende Stellung, dessen Geist und Liebenswürdigkeit ihm in den höhern Kreisen für seine Launen, Bizarrerien und Donjuanstreiche ein Privilegium verlieh.

Er hatte das junge Mädchen auf der Straße gesehen, war ihr gefolgt und hatte sie sofort mit der ihm eigenen Gewandtheit angedet. Therese senkte das Haupt, beschleunigte ihre Schritte und antwortete nicht. Dies hätte einen Andern, dies vermochte unsern Ritter nicht abzuschrecken; er setzte seine Verfolgungen fort, wie Einer, der in jedem Widerstande neuen Reiz zu finden hofft.

Eine achtbare Dame, zu welcher Therese im Verlauf dieser Tage Arbeit getragen, hatte sie zufällig gesehen und bemerkt, mit welcher eleganten Zudringlichkeit ihr der Baron folgte. Sie warnte sie vor seiner Bekanntschaft, indem sie zugleich ein wenig geschmeicheltes Bild von ihm entwarf. Dessen hätte es übrigens auch nicht bedurft, denn in Theresens Herzen sprach nichts für den jungen, wenn gleich schönen und interessanten Mann. Statt daß seine Huldigungen ihr geschmeichelt, ihre Eitelkeit gereizt

hätten, entlockten sie ihr Thränen. Nur mit Zittern und Zagen unternahm sie jetzt ihre Ausgänge. Sie fühlte es zum ersten Male schmerzlich, daß sie ein schutzloses Mädchen sei, daß kein Verwandter, kein Vater oder Bruder sie beschirme. Hätte sie es nur irgendwie anzufangen gewußt, sie hätte den Professor zu ihrem Schutze aufgerufen; aber so sehr von ihrer Seite ein räthselhaftes Vertrauen sie zu ihm hinzog, eben so scheuchte sie sein kaltes, ernstes Benehmen zurück, und sie bebte vor dem Erfolge dieser Zumuthung eben so sehr, als sie die Zudringlichkeiten des Barons fürchtete. —

Eines Abends war dieser wieder dicht auf ihren Fersen. Zwei Wagen, welche den Eingang zu ihrer Wohnung versperren, hinderten ihre Flucht und zwangen sie, ihm Rede zu stehen, wollte sie nicht öffentliches Aufsehen erregen.

Einmal die Nothwendigkeit einer entscheidenden Erklärung vor sich, kam das schüchterne Mädchen plötzlich zum Bewußtsein ihrer Tugend, ihrer weiblichen Würde. Sie erhob stolz das Haupt, blickte ihren Peiniger fest an und sagte: »Warum verfolgen Sie mich, Herr Baron? mit welchem Rechte quälen Sie ein armes Mädchen?«

»Weil ich Sie liebe,« versetzte er galant, »mein Fräulein, weil ich diese Sprödigkeit bestegen und

einen milden Blick aus diesen schönen Augen erhaschen möchte. Siebt Schönheit ein Recht auf Grausamkeit? Ich liebe Sie, mein Fräulein!«

»Herr Baron!« entgegnete Therese stolz — »Sie fordern durch Ihr unumwundenes Geständniß meine offene Erklärung heraus. Was mir von Ihnen bekannt geworden, ist nicht geeignet, Ihnen je meine Neigung zu erwerben. Jede Annäherung, die ich Ihnen gestatten würde, dürfte nur meinen Ruf gefährden. Ich beschwöre Sie, hören Sie auf, mich zu verfolgen, und wenn Ihnen, wie ich fast befürchte, mein ehrlicher Name nichts gilt, so haben Sie wenigstens Achtung vor meiner Armuth, die nur im Bunde mit Unbescholtenheit in den Augen der Welt kein Verbrechen ist.«

Dieser Troß, diese entschiedene Sprache imponirte dem Baron und machte ihn verlegen. »Gut,« sagte er nach einer Weile — »Sie kennen mich, kennen mich, wie ich war, aber nicht, wie ich werden könnte, werden will, wenn Ihr Mund nur ein einziges Wort der Hoffnung spräche! Ich liebe Sie wahr, aufrichtig, überschwenglich!«

»Ich werde Ihnen keine Hoffnung geben, weil ich weder meinem Herzen gebieten mag noch kann.«

»D dann lieben Sie einen Andern, dann hat

ein Glücklicherer bereits diesen stolzen Sinn gebrochen,
dieses spröde Herz überwunden!»

»Nein, Herr Baron! auch diesen Trost, wär' es
einer, kann ich Ihnen nicht gewähren. Mein Herz
ist frei — doch fühlt es, daß es Ihnen nie gehören
wird. Ich ziehe es vor, Sie als meinen entschiede-
nen Feind zu wissen, als Ihnen trügerische Hoff-
nungen vorzuspiegeln und mich in ein peinliches Ver-
hältniß zu setzen. Sie sind ein Mann, die Groß-
muth ist das Erbtheil Ihres Geschlechts — üben Sie
dieselbe gegen ein armes Mädchen, das Ihre Auf-
merksamkeit nicht auf sich gelockt hat, und hören Sie
auf, mich zu verfolgen.«

»Grausame!« rief Felbeck und legte den Ton
herzgewinnender Innigkeit in seine Rede, »Sie tödten
mir einen ganzen Lebensfrühling, eine Zukunft der
Läuterung und Besserwerdung. Sie konnten mein
Engel werden; wenn nicht aus Liebe, aus Mitleid
doch, aus weiblichem Erbarmen. — Gut aber —
ich werde Sie also nicht verfolgen, was Sie so nen-
nen — aber ich werde Sie lieben, ich werde nicht
aufhören, Sie zu lieben. Ich werde kämpfen und
ringen, um — wenigstens Ihrer Achtung würdig zu
werden. Sie sollen, könnten Sie mir auch nie Ge-
genliebe schenken, doch mir in Zukunft Ihre Achtung
nicht versagen. Sie sollen von mir hören, so streng

Sie sich auch abschließen. Sie sollen an die Wahrheit meiner Liebe glauben müssen. Und wenn Sie jetzt grausam mir alle Hoffnung rauben: ich gebe sie nicht auf, denn sie wird mich stark und muthig machen, Ihrer würdig zu werden, nach Ihnen zu ringen und Sie vielleicht doch zu erringen! Sie sollen, wie Sie sich auch sträuben, der Engel sein, der mich aus Nacht wieder zum Licht führt.“

Therese antwortete nichts, sie huschte schnell, da das Hinderniß jetzt beseitigt war, in ihr Haus und war seinen Blicken entschwunden. Er trieb die Zudringlichkeit nicht so weit, ihr bis dahin zu folgen. — Eine Last fiel von ihrem Herzen; sie glaubte den Baron durch ihr entschiedenes Benehmen für immer von sich entfernt zu haben. Seine Bethenerungen machten keinen Eindruck auf sie. Hätte sich auch in ihrem Herzen eine Stimme zu seinen Gunsten geregt, so erstickte die Schilderung jener Dame, die ihn einen gewissenlosen Verführer armer Mädchen nannte, jedes Mitleid in demselben und benahm seinen Schwüren alle Glaubwürdigkeit. Sie verachtete ihn und war nahe daran, ihn zu hassen, sie, in deren Brust der Haß eine ungekannte Regung war. Zum ersten Male aber empfand sie den Druck der Armuth und Niedrigkeit; denn gehörte sie dem vornehmen Stande, einer reichen Familie an, dann hätte es der junge

Wüstling nie gewagt, ihr auf eine so zweideutige Weise sich zu nähern. Der reiche Mann von lockeren Grundsätzen glaubt sich gegen die armen Mädchen Alles erlauben zu können; denn zu oft findet er leider unter ihnen die Opfer seiner Verführung.

Aber die arme Therese sollte nicht so schnell Ruhe finden. Feldeck war nicht der Mann, welcher sich, wenn der erste Sturm abgeschlagen wurde, schon entmuthigen ließ. Täglich trieb er sich von nun an stundenlang unter ihrem Fenster herum und trachtete sie zu sehen. Therese, die sich nicht gänzlich von der Welt absperren wollte, von welcher ihr doch nur der kleine Straßenraum gehörte, verkleidete das Fenster, wo ihr Arbeitstisch stand, so durch Gardinen und Blumenstöcke, daß sie wohl Alles draußen sehen, aber von unten nicht gesehen werden konnte. Täglich erhielt sie frische Blumen, die sie aus ihrer Stube wies, endlich sich anzunehmen weigerte. Blumenverkäuferinnen hatten den Auftrag, ihr dieselben zum Kauf anzubieten und sich, ohne Bezahlung abzuwarten, mit Hinterlassung derselben zu entfernen. Feldeck verfolgte jetzt auch die alte Beate; er drang ihr Briefe und Geschenke für ihr Fräulein auf, er suchte sie zu bestechen und für seine Neigung günstig zu stimmen. Im ersten Briefe schrieb er: »Um Ihnen einen Beweis meiner Besserung zu geben, um Ihrer

Achtung würdig zu werden, habe ich sofort ein galantes Verhältniß mit Frau v. B. gelöst und alle Verbindungen abgebrochen, die Ihr reiner Sinn anstößig finden könnte. Ihre Schönheit ist die Retterin meiner Tugend, des edleren Theiles in mir. Gestehe Sie, daß die Liebe bessert und veredelt.« Den zweiten und die folgenden Briefe sandte Therese unbrochen zurück; dasselbe that sie mit den Geschenken und verbot der Alten auf's Strengste, ferner irgend Etwas von dem Baron anzunehmen. Zwar konnte diese nicht begreifen, warum Therese die Huldigungen eines schönen und so vornehmen Mannes mit Kälte und Verachtung zurückwies, aber die Thränen des jungen Mädchens bewogen sie, nicht weiter nach dem Grunde zu forschen und Feldeck ihre hilfreiche Hand zu entziehen. Die Alte sah sich nunmehr auch in eine Art von Belagerungszustand versetzt. — Trotz aller entschiedenen und consequenten Abwehr der beiden Frauenzimmer fand doch Feldeck auf die sinnreichste Weise hundert Mittel und Wege, seinen fortgesetzten Eifer und seine Ausdauer kundzugeben. Durch die verschiedenartigsten Zeichen brachte er ihr seine Nähe in Erinnerung und erklärte ihr so sichtbar, wie er geistig stets mit ihr beschäftigt sei. Kurz vor der Schreckensnacht fand Therese in einem Buche, das sie aus der Leihbibliothek erhielt, ein Billet von ihm,

worin er ihr schrieb, daß er aus Liebe zu ihr die Hand einer schönen Nichte, welche ihm der Onkel, dessen einziger Erbe er war, zur Gattin bestimmt hatte, ausgeschlagen, und sich den Zorn und die Ungnade desselben zugezogen habe. — Theresens Ausdauer ermüdete ihn nicht, wie er treulich den ausgesprochenen Entschluß verfolgte, trotz aller Hindernisse unablässig um sie zu werben, eben so getreu hielt er sein gegebenes Versprechen; er verfolgte sie nicht mehr auf ihren Ausgängen, er wich ihr sogar aus, wenn sie das Haus verließ und er auf seinem Posten stand, das Fenster zu fixiren.

Eine solche Beharrlichkeit, die leicht das Zeichen wahrer, inniger und tugendhafter Liebe sein konnte, hätte vielleicht jedes andere Mädchen gerührt, ihren Widerstand besiegt, hätte der weiblichen Eitelkeit geschmeichelt, im Mitleid einen Fürsprecher gefunden und eine allmälige Annäherung erleichtert, ja wohl gar die Abneigung in Gegenliebe verwandelt. Nicht so bei Therese! Sie konnte nicht begreifen, wie Besserung zur Tugend führen könne. Tugend war ihr ein Urzustand: diese einmal verloren, war sie nicht wieder zu erringen. Darauf, daß der Baron um ihretwillen auf den Pfad der Redlichkeit und Sitte wieder zurückgekehrt, legte sie keinen Werth; er hätte — dachte sie — um der Tugend willen nie von

ihren Pfaden weichen und auch nur um derselben willen wieder zurückkehren sollen. Nach ihren Begriffen konnte Tugend durch nichts Aeußerer angeregt werden, sie mußte von Innen kommen, aus sich selbst. Und Tugend über Alles war ihr Sittsamkeit, geschlechtliche Unschuld. Selbst wenn Feldecks Persönlichkeit einen gewinnenden Eindruck auf sie hervor gebracht hätte: sie würde ihn doch nicht zu lieben vermocht haben. Seine Vergangenheit war eine andere als die ihrige; diese Dissonanz, so schien es ihr, müsse durch das ganze Leben ziehen. So mild, so engelsanft, liebevoll und vergebend sie sonst war, so streng war sie in dem, was die Liebe zu gewähren und zu versagen habe, die Liebe, die sie kaum noch kannte. Sie kannte die Liebe noch nicht, aber sie ahnte wohl, wie sie bei ihr sich gestalten, welche Harmonien sie suchen würde und finden müsse, um sich zur strahlenden Blume zu erschließen. — Das, was sie in heiliger Scheu für ihren interessanten Nachbar empfand, das war die Liebe; Therese wußte nur nicht, daß dies Wort, womit die Welt so vielerlei Manifestationen des Gefühls bezeichnet, auch das Bezeichnende all' ihrer räthselhaften Empfindungen, ihrer Wünsche und Träumereien sei. Die unwillkürliche Verehrung für den ernstern Mann, das Vertrauen zu ihm, wovon sie sich keine Rechenschaft zu

geben wußte, die schüchterne Beklommenheit in seiner Nähe und doch wieder die stille Seligkeit bei seinem Erblicken, schien ihr eher alles Andere, als die Liebe. Darum verstand sie auch Feldecks Liebe nicht, wie er seine Leidenschaft nannte.

Der Baron seinerseits war auf dem Punkte, sich ernsthaft zu verlieben. Diese Ausdauer ließ ihn an weibliche Tugend glauben; dergleichen war ihm noch nie begegnet. Dieser Widerstand brachte alle seine Lebensgeister in Aufregung. Er warf einen prüfenden Blick in sein Inneres und gestand sich zum ersten Male mit Beschämung, wie so arm er in sich an gleichem Werthe sei. Das junge Mädchen, noch ein Kind, war viel mächtiger und beständiger als er im Bewußtsein ihrer Unschuld. Sie verachtete ihn, sie glaubte selbst nicht an seine Besserung. Seine Opfer hatten keinen Werth in ihren Augen. Es empörte ihn, sich geringgeschätzt zu sehen, um so mehr, als er sich gestehen mußte, daß er es Theresen gegenüber verdiene. Wie viele Schönen, an Rang, Geist und Bildung weit über ihr stehend, hatte er leicht besetzt. — Er glaubte fast, er habe bis jetzt nie geliebt; ihm drohte eine Umwandlung. Die Liebe, mit der er freventlich getändelt, kam jetzt, um ihre göttliche Würde an ihm zu rächen.

Und Therese war schön — schön wie Seine von

allen Jenen, die je seine Sinne entflammt, seinen Geist herausgefordert. Wie eine frische Waldblume, aus dem heiligen grünen Dunkel, wohin sein Fuß nie gedrungen und worin für ihn noch alle duftigen Märchen in glänzender Wirklichkeit webten, schien sie ihm herausgetreten unter die farbigen, stark duftenden, grelleuchtenden Zier- und Prachtblumen, die vor dem Zauber ihrer Unschuld, ihrem milden, keuschen Farbenschimmer sämmtlich erblaßten und die Kelche neigten. — O, es lohnte sich wohl, diese Blume zu pflücken, und galt es ein Leben daran zu setzen; denn nur sie vermochte auch ein Erdendasein hindurch zu blühen, und ein anderes Dasein unvergänglich zu schmücken. —

Es gab Augenblicke, wo der Vorsatz mächtig in ihm emporstieg, Theresen zu seiner Gattin zu wählen. An ihrer Hand glaubte er in einen idyllischen Zustand der Liebe hinabzusteigen, den er nie gekannt; sie war ihm die Poesie, die ihn mit aller Macht gefangen nahm und ein unbekanntes Zauberreich verhielt. Es entsteht die Frage: Hätte ihn Therese jetzt erhört, ob er nicht ein Anderer, ob er der geworden wäre, wozu er sich, von ihr geliebt, emporgeträumt; oder ob er, erhört und Sieger, schnell gesättigt, an ihr zum Verräther geworden wäre? Ihre Liebe, ihre Gewährung hätte seiner Eitelkeit geschmeichelt, diese

einmal befriedigt, hätte er sich enttäuscht gewöhnt. Nach dem Siege wäre er des langen Kampfes nicht mehr eingedenk gewesen, er hätte in der Liebe nur Schwäche, in seinem Triumph Größe gesehen und ausgerufen: »Also auch diese überwunden; nun dann gehört mir die Welt!« —

Das Mißgeschick, welches Theresen betraf, erschütterte ihn gewaltig. Das Brandmal, welches jeder jedem eines Verbrechens Verdächtigen in den Augen der Menge aufgedrückt wird und so auch das arme Mädchen traf, kühlte seine Leidenschaft keineswegs ab. Sie erschien ihm nur noch rührender, reizender im Gewande der Unschuld von einer schrecklichen Beschuldigung gebeugt, in der Märtyrerglorie. Bei ihren Richtern, denen er persönlich befreundet war, verwandte er sich aufs Lebhafteste dafür, daß ihr das Drückende des Gefängnislebens, so weit dies gestattet war, möglichst erleichtert wurde. Er hätte ihre Zelle gern mit aller erdenklichen Pracht und Bequemlichkeit ausgeschmückt, wenn dies zulässig gewesen wäre.

Eins aber vergaß er — und dies ist ein charakteristisches Merkmal, das sowohl seine Herzensregung als seine geistige Richtung von der des Professors wesentlich unterscheidet — : er vergaß der alten Beate, der alten Dienerin, die doch so bereitwillig seine er-

sten Werbungen unterstützt hatte. Er gedachte nur der Geliebten, nur ihres Mißgeschickes, ihrer drohenden Zukunft; und doch mußte er wissen, daß die Alte jetzt gänzlich hilflos, dem Elend preisgegeben sei. Darüber — und dies war das Nächste, denn jede Unterstützung, der treuen Dienerin gewährt, mußte ihm ja Theresens Dank erwerben, mußte Zeugniß für sein gutes Herz ablegen — darüber blickte er hinaus. Das Unglück des geliebten Mädchens raubte allen Andern, die Anspruch darauf hatten, seine Theilnahme und verschlang sie.

Wir heben diesen Umstand hier mit Fleiß hervor, weil uns sein Gegner, der Professor, bis jetzt noch nicht eben so ausführlich geschildert worden. Vergolds zarter Sinn fand und wählte das Naheliegende. Er heilte die Wunde, die in seinem Bereich blutete, da sein Arm nicht dahin reichte, wo Theresens Herz in Kummer und Todesbangigkeit schlug. Er glaubte sich — und war's im Traume — dem jungen Mädchen verpflichtet und übertrug diese Verpflichtung auf die hilflose Dienerin. Er vergaß nicht ob der Einen Weinenden der Uebrigen, deren Thränen auch flossen. In seinen sogenannten höhern Lebenssphären hatte Selbeck diesen Scharfblick nicht erwerben können und der natürliche Instinkt dafür mangelte ihm. Wer innig und seelenvoll liebt,

der vergißt nicht, wenn die Geliebte fern ist, ihre Blumen zu begießen, die Blumen, welche sie gepflegt, die sie geliebt, an denen sie sich erfreut hat. —

Nur einen Moment tauchte in Theresens Seele der Gedanke empor, der Baron, ihr Heimgänger, könne aus Rache irgendwie jene Schreckensthat, wenn nicht herbeigeführt, so doch den Verdacht einer Theilnahme an derselben gegen sie gewendet haben. Denn noch immer und selbst in der Einsamkeit des Kerkers, wo sie Muße genug hatte, die vergangenen Ereignisse zu prüfen, glaubte sie nicht an seine Liebe, an das in ihm, was sie Liebe nannte; sie war der festen Ueberzeugung, er wolle sie nur verderben; denn eine tiefe, innige, heiße Neigung ohne Gegenliebe schien ihr unmöglich. — Aber sie verwarf diesen Gedanken sofort als ihrer unwürdig, als eine Sünde, denn solche Bosheit, glaubte sie, könne nicht in einer Menschenbrust wohnen. Freilich hatte ein Ruchloser die hilflose Witwe Schreiner erschlagen und beraubt; aber konnte es ihr unbekannter Verderber nicht aus Noth, aus Verzweiflung, da er zum Aeußersten gebracht war, gethan haben; wollte er vielleicht nur stehlen und ward, um nicht verrathen zu werden, nothgedrungen Mörder? Therese glaubte nicht an das vorsätzlich Böse im Menschen; erst die Conflcte mit

dem Schicksal erzeugen es im Menschen und Nothwendigkeit reißt es zur That.

5.

Der Insektenflesammler.

Den Professor besuchte mehrmals während eines Monats ein gewisser Weißmann, der wochenlang in den nahen Gebirgen herumzog und auf die Insektenjagd ausging. Nebenbei sammelte er auch Reptilien, Minerale, Pflanzen und war eine Art Naturforscher. Er trieb einen Handel mit den Ergebnissen seiner Fußwanderungen, der ihn spärlich nährte, und verkaufte manches seltene Exemplar an Berggold, für welchen der übrigens häßliche, rauhe und zurückstoßende Mann eine seltene, fast innige Zuneigung, die durchaus nicht mit seinem übrigen Wesen übereinstimmte, hegte.

Wohl wußte es Berggold, daß Weißmann, früher Zimmergeselle, im Zähjorn und Rausche einen Mann erschlagen und deshalb eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren abgehüßt habe. Statt nun den Mann, dessen tückischer Blick, dessen finsternes Wesen etwas Abstoßendes hatte, mit einer natürlichen Ehen und Zurückhaltung zu behandeln — wie dies zu entschuldigen

gewesen wäre — bewies ihm Bergold freundliches Wohlwollen, schenkte er ihm Vertrauen, kränkte ihn nie durch Zweifel an seinen Aussagen und Bethuerungen. Dies war milder Thau für die vertrockneten Keime im Herzen des Unglücklichen; seine gedrückte Seele fühlte sich auf Augenblicke erhoben, ein Mann, den er verehrte, betrachtete ihn, den Mörder, nicht mit Geringschätzung und Mißtrauen: dies that ihm unendlich wohl. Er wäre, wie man sagt, für Bergold durch's Feuer gegangen.

— Er brachte eben dem Professor eine schön gefleckte Otter und mehrere Hirschhornkäfer. Bergold fragte nach dem Preis und zahlte, was er verlangte.

»Sie sind doch immer die Güte selbst, Herr Professor,« sagte Weißmann und seine Mienen übersflog ein freundliches Lächeln, was dem häßlichen Gesichte seltsam stand; »die andern gelehrten Herren handeln und feilschen bis auf's Blut und bedenken nicht, daß ich oft Tage lang in der gräßlichsten Hitze herumwandern muß, bevor ich was Preiskwürdiges finde. — Wie steht es mit Ihrer werthen Gesundheit, Herr Professor?«

»Gut — gut, Weißmann, ich danke Euch; aber froh kann ich nicht werden, so lange ich noch Andere schuldlos leiden sehe. Ihr erinnert Euch der Mordthat, die während meiner Krankheit hier im Hause

geschah. Noch immer ist der Thäter nicht ermittelt, und noch immer schmachtet das arme Mädchen von da drüben im Gefängniß — auf einen bloßen Verdacht hin. Nun — Ihr kennt ja die junge Therese selbst, Weißmann! und werdet mir beistimmen, daß des Mädchens Seele frei von dieser Unthat ist, ihre Hände rein von Blute sind!«

»Ach, sprechen Sie nicht von Mord, Herr Professor!« seufzte Weißmann, sein Augenlid senkte sich über das verdüsterte Auge und er strich das schwarze struppige Haar über die Stirne, das wie ein Kamm aufrecht stand; »Mord ist immer etwas Schreckliches: ob aus Habsucht, oder Jähzorn, ob in der Schlacht oder aus Rache; ich weiß das.«

»Was mich am meisten bei der Sache peinigt,« fuhr Bergold fort, »und mir den Schlaf der Nächte raubt, das ist der Umstand, daß ich vielleicht im Stande wäre, die Schuldlosigkeit des armen Mädchens zu beweisen und das Entstehen der Blutspur nach ihrem Zimmer zu erklären: hätte ich damals nicht todtkrank im Fieber gelegen und behauptete mein damaliger Krankenwärter, Lippold, nicht, er sei während der ganzen Nacht nicht von meinem Bette gewichen und habe nichts Besonderes wahrgenommen. Und doch muß nach aller Wahrscheinlichkeit der Todschlag kurz nach Mitternacht stattgefunden haben und

kann nicht ohne alles Geräusch verübt worden sein. Ich, damals ein Fieberkranker, habe keine klare Erinnerung von jener Nacht und kann darum kein vollgiltiges Zeugniß ablegen.«

»Der Lippold — der Lippold!« wiederholte Weißmann, kniff die Augen zusammen und drückte die Faust an seinen dicken Mund.

— »Nicht, daß ich einen Verdacht gegen ihn hegte, denn er hat sich vollständig gerechtfertigt und ich selbst mußte ihm bezeugen, daß er die Nacht in meinem Zimmer zugebracht; er saß auch, als ich nach einem schönen Traume und darauf folgendem festen Schläfe erwachte, an meinem Bette. — Nun sind aber bereits sechs Wochen vorüber und immer noch hat die Polizei keine Spur des Mörders auffinden können, immer noch trauert das arme Mädchen im Kerker. Man hält sich an das unschuldige Kind, man inquirirt und peinigt es, und im Auffuchen des wirklichen Thäters ist man faumselig.«

»Die Polizei, Herr Professor!« versetzte Weißmann mit Wichtigkeit, »die weiß nichts und erfährt nichts. Unter zehn Verbrechen entdeckt sie kaum eins; neun Mal liefern sich die Missethäter selbst aus Dummheit und Verblendung in ihre Hände und dann glaubt sie, es sei ihr Werk. Ich kenne das besser, Herr Professor — von den fünf Jahren, von der

hohen Schule her. Um was zu erfahren, muß man Leute nehmen, die früher dabei gewesen sind.«

»Weißmann! ich habe ein Anliegen an Euch, eine Bitte: Wie wäre es, wenn Ihr Euch der Sache annähmet, wenn Ihr der Polizei in's Handwerk griffet und sie beschämtet? — Wenn —«

»Sie meinen,« versetzte Weißmann bitter, »weil ich selbst fünf Jahre unter Spitzbuben zugebracht, weil ich in der Schule war und vielleicht noch jetzt mit ihnen in Verbindung stehe!«

»Nein, Weißmann! Wie könnt Ihr glauben, daß ich Euch kränken, daß ich den Unglücklichen, der Ihr seid, demüthigen wolle. — Ihr habt mich nicht ausreden lassen.«

»Nein, Herr Professor!« rief Weißmann und faßte Bergolds Hand und wollte sie küssen, »das wollten Sie auch nicht; Sie sind ja die Güte selbst. Mein Mißtrauen ist natürlich, denn die andern Menschen vergessen nicht, was ich war, und lassen es mich fühlen. Sie sind aber ein aparter Mensch, ein halber Christus, Herr Professor! das lasse ich mir nicht nehmen. Sehen Sie, Herr! hätten Sie mich damals, als ich das Beil gegen den Schielfriede ergriff und außer mir rief: Noch ein Mal und ich spalte Dir den Schädel! — hätten Sie mich damals mit Ihren frommen, guten Augen angeblickt — Gott straf

mich! — ich hätte das Beil fallen lassen. Sehen Sie — Unserens hat auch seine Liebe im Herzen, wenn man auch nur ein gemeiner Mann ist. Der Schielfriede hat freilich einen Denktettel verdient, denn fünf Mal befahl ich ihm zu schweigen, er aber wiederholte immer wieder, daß es meine selige Mutter mit dem Pfarrer gehalten habe. — Es war doch meine Mutter — und ich und der Friede waren aus einem Dorfe und uns von Jugend auf spinnefeind. Wie das so geht — man kann manche Leute nicht leiden, als hätte man schon ein Mal mit ihnen gelebt und hätte Unrecht von ihnen erlitten; hätte damals Schielfriede vorher nicht Holz gespalten — und das Beil lag mir zur Seite auf dem Tische. Nun — getrunken hatten wir auch Beidel.« — Er senkte betrübt das Haupt und verlor sich in seiner düstern Vergangenheit.

»Ich meinte, lieber Weißmann,« sagte Bergold und legte traulich seine Hand auf des Insektensammlers Schulter, »da Ihr nach Eurer Lebensweise mehr unter's Volk kommt, da Ihr, wenn Ihr wollt, auch an Orte gelangen könnt, welche verdächtige Leute besuchen, Leute, denen man so Etwas zutrauen kann, so könntet Ihr leicht mehr auskundschaften, als irgend Einer von der Polizei, und wenn er noch so unkenntlich thut und sich verstellt. Mit einem Worte, Weiß-

mann! wenn Ihr mich verstehen wollt, so werdet Ihr gewiß nichts Kränkendes in meiner Zumuthung finden.«

»Verzeihen Sie, Herr Professor — das war es auch nicht; es stieß mir nur so eine alte Bitterkeit auf, ohne daß ich es wollte. Wie wären denn Sie im Stande, irgend Jemand zu kränken, und von Ihnen, da ließe ich mir Alles gefallen. Im Grunde hätten Sie auch Recht, wenn Sie das Aergste von mir dächten, und in diesem Falle haben Sie vollends Recht, daß ich mich besser zu einem Rundschafter schicke, als hundert Andere. Denn ich war mitten drinn und habe Geschichten gehört, worüber mir noch jetzt die Haare zu Berge stehen. Denn sehen Sie, auf dem Zuchthause wird gar kein Unterschied gemacht: ich, ein einfacher Todtschläger, war zusammen mit zwei Raubmördern, mit einem vorsätzlichen Brandstifter, fünf rückfälligen Straßenräubern und Dieben und einem Giftmischer dazu, das andere gemeine Gesindel gar nicht gerechnet. Dort wird Alles so zu sagen über einen Kamm geschoren. Ich hörte Wunderdinge. Ja, 's ist eine hohe Schule! Wäre ich als ein ganz Unschuldiger unter diese Bande gerathen, ich wäre geworden, wie sie; so aber hielt mich die Neue über meine Unthat, über die entsetzliche Folge meines Jähzorns und meiner Trunksucht,

aufrecht. Dort bekam ich Ehrgefühl, ich, der Todtschläger, und das rettete mich. Hundert Andere aber gehen verloren und sinken noch tiefer, wenn sie erst die Freiheit wieder schauen. Denn der Mensch ist gar ein gelehriges Thier und der Teufel reitet ihn, das nachzumachen, was ein Anderer so klug ausgeheckt und ausgedübelt hat. Alle Polizei sollte erst bei den Spigbuben in die Lehre gehen.“

„Weißmann! wenn Ihr nun mir zu Liebe und dem unschuldigen Mädchen zu Liebe — es bleibt doch eine tugendhafte That — all' Euren Scharfsinn, Euren Wiß anbieten woltet, um den Mörder zu entdecken? Eure Erfahrung, wie Ihr sagt, würde Euch zur Hand gehen. — Ich biete Euch tausend Thaler, wenn durch Eure Hilfe der Thäter entdeckt und die arme Therese für unschuldig erklärt wird.“

„Nicht das Geld lockt mich, Herr Professor! aber ich thu' Ihnen zu Liebe Alles, was Sie verlangen. Und eine gute That, meinen Sie, ist's auch: nun, eine gute Handlung kann nie zu spät kommen. — Es ist freilich nicht leicht, und, aufrichtig gestanden, bringe ich Ihnen ein Opfer; denn seit ich losgekommen bin, habe ich mich von der Menschenklasse fern gehalten, habe die Kneipen und Brantweinschenken gemieden. Dahin muß ich freilich wieder zurück, muß mit dem Gesindel wie seines Gleichen thun, muß

noch tiefer steigen, in die Bettler- und Diebsherbergen. — Gleichviel aber, es ist ein gutes Werk, sagen Sie. Um Eins muß ich Sie vorerst bitten: ich stehe nämlich unter polizeilicher Aufsicht. Sieht mich die Polizei, wie das nicht fehlen kann, wieder an verrufenen Orten, sieht sie mich nicht arbeiten und dennoch verzehren, so hat sie mich auf dem Korne, ich stehe im schwarzen Register und kann mein Lebtag kein ehrlicher Mensch mehr werden. Darum wär's gut, wenn Sie den Herrn Polizeidirector insgeheim von der Komödie, die ich spielen soll, in Kenntniß setzten, und wenn Sie mir später auf jeden Fall die Stange hielten. Der Herr Director muß auch dafür sorgen, daß mir die Sicherheitsdiener nicht unberufen in meinen Plan pfuschen und mir mein Gespinnst zerreißen, daß Sie mich für einen Spitzbuben halten, während ich ihnen den Spitzbuben überliefern will. Sie greifen in der Regel so tölpisch zu — das weiß ich aus hundert Beispielen, die ich auf der hohen Schule mit angehört. — Vor der Hand brauch' ich nur noch eine ziemlich volle Börse; denn wenn ich mit den Leuten verkehre, muß ich Geld sehen lassen, mehr Geld, als sie mir zutrauen, daß ich verdienen kann. Sie müssen annehmen, daß mich soeben irgend eine Spitzbüberei bereichert hat; das erwirbt mir ihr Vertrauen, da er-

kennen sie in mir Ihreßgleichen. Ich muß sie trak-
tiren und einen schönen Thaler todtschlagen und nicht
von Arbeit sprechen. Halten sie mich erst für einen
Verdächtigen, sind sie unter einander darüber eins,
daß ich durch eine gelungene Schlechtigkeit zu vielem
Gelde gekommen, so kann ich auf ihre Aufrichtigkeit
bauen. Und der Umstand, daß ich fünf Jahre auf
dem Zuchthause gefessen, giebt mir ohnehin Credit.
— Es ist schrecklich, Herr Professor! daß dergleichen
recommandirt.«

»Hier, Weißmann!« rief Bergold erfreut, denn
eine mächtige Hoffnung erwuchs ihm aus der Bereit-
willigkeit des Insekten sammlers — »habt Ihr Geld
— sobald dies ausgegeben ist, holt Euch frisches.
Spart nichts, was uns zum Ziele führen kann. Ich
baue auf Eure Treue, denn trotz Eurer Unthat, die
doch vielmehr nur ein Unglück war, habe ich Euch
stets für einen redlichen und zuverlässigen Mann ge-
halten. Seid meines Dankes versichert. Denn kommt
der Verbrecher und Theresens Schuldlosigkeit an den
Tag, so löse ich mein Versprechen mit tausend Tha-
lern ein.«

»Ich werde sie nehmen, Herr Professor, wenn
ich sie verdient habe, nicht aus Habsucht etwa, son-
dern um ein anderes Leben damit anzufangen. Ich
gehe dann nach Amerika, gehe hin, wo mich Niemand

kennt, wo sie von meiner Vergangenheit nichts wissen. Denn nur unter solchen Leuten kann ich wieder meine Augen aufschlagen. Ist mein Gewissen, da ich ja die That nicht mit Vorsatz verübte, auch ruhiger geworden, so erinnert mich doch die Verachtung der Menschen, der scheele Blick, der mich trifft, immer wieder an meine Schmach. Die Menschen vergessen an einander das Gute, das Böse aber nie. Sehen mich Zweie an, so denk' ich immer, der Eine raunt dem Andern in's Ohr: Du, der hat auch Einen umgebracht! — Und Vielen, die mich früher nicht kannten, die nicht wissen, wie es kam und geschah, kann ich's auch nicht verargen, daß sie mich mit scheuen Augen betrachten. Wer einen Menschen todtgeschlagen, kann auch einen Zweiten umbringen. — Und meine Armuth ist's allein, die mich hier festhält auf dem Schauplatz meines Verbrechens. Wo ich immer in Deutschland hingehen wollte und Arbeit suchen und unbekannt bleiben, da fragt man nach meiner Legitimation, und da drinnen steht: Jacob Weißmann, fünfundvierzig Jahre alt, von Profession Zimmermann — Augen, Haare, Mund so und so — und zum Schlusse heißt es: Hat wegen Todtschlages fünfjährige Zuchthausstrafe verbüßt. — Verbüßt? Herr Professor! — Das heißt nicht verbüßt, wenn man Einem für's ganze Leben und überall

hin das Brandmal aufdrückt und ihn als Verbrecher ankündigt. — Wie kann ich da selbst vergessen, wo mich die Menschen stets erinnern? Wer — der mich nur aus dem verfluchten Papiere kennt, soll mir Arbeit geben, mich in sein Haus nehmen, mir Hab' und Gut, ja sein Leben anvertrauen? Zur Arbeit giebt's ehrliche, unbescholtene Leute genug; wer hat Lust, es mit einem entlassenen Sträfling zu versuchen? — Sehen Sie, Herr Professor! das Alles ist auch zu bedenken, und ich bin ordentlich stolz darauf, daß ich trotzdem der geliebten bin, der ich war und daß mein Stolz noch immer größer war, als meine Noth. Ich wäre sonst vielleicht ein entschiedener Spigbube, ein schrecklicher Verbrecher geworden. — Wenn ich aber das Geld habe, so schiff' ich mich in Bremen ein und bevor ich lande, zerreiße ich den Wisch, den verdammten Steckbrief in der Tasche und gehe tief in's Land, wo ich Niemandem je aus der Heimath begegnen kann, und kaufe mir eine Scholle Landes, zimmere mir eine Hütte und ziehe so zu sagen einen neuen Menschen an. Denn nur so und nur dort ist's möglich, und das ist allenfalls noch ein Leben, das zu leben werth ist. Hier das Leben — das könnte mich über lang oder kurz doch zum Selbstmord führen. — Jetzt leben Sie wohl, Herr Professor! — Ich habe viel gesprochen, aber das Herz ging mir

auf, und zu einem Andern könnt' ich's doch nicht, ein Anderer würde mich auch nicht verstehen oder mich zu widerlegen suchen. — Vor der Hand wird also nicht mehr auf die Naturalienjagd gegangen, sondern auf eine andere. Will's Gott und erbarmt er sich der armen Mamsell, so bringe ich Ihnen vielleicht bald eine gute Nachricht, eine gute — für uns Alle; denn es geht Ihnen ja auch zu Herzen und raubt Ihnen den Schlaf, wie Sie sagen. Ihr Diener, Herr Professor!« —

6.

Eine Entdeckung.

Es vergingen beinahe acht Tage, die Berggold in beflommener Erwartung durchlebte — erst dann erschien Weismann wieder. Er kam mit einer Miene, die etwas Wichtiges versprach.

»Herr Professor,« sagte er, als er sich mit diesem allein wußte, »ich habe Etwas; zwar nicht viel, aber es kann Vieles daraus werden.«

»So wäret Ihr dem Thäter auf der Spur?« rief Berggold freudig aus.

»Vielleicht,« versetzte Weismann, der sich geschmeichelt fühlte, »wenigstens habe ich einen Anfang

gefunden, der dahin leiten könnte. Und wo glauben Sie wohl, daß ich meine Wünschelruthe einschlug? — Ganz in der Nähe, in der Nachbarschaft, kaum hundert Schritte von hier habe ich das Nest entdeckt — in einer Kneipe des Schustergäßchens — von wo die Spitzbüberei ausgegangen sein kann. Ich wählte mir, wie Sie sehen, eine schlechtere Kleidung, als meine bisherige stattliche, die ich Ihrer Güte verdanke, denn wenn Spitzbuben nach einem gelungenen Handstreich noch so reich sind, so vermeiden sie es, durch einen saubern oder theuern Anzug den Verdacht der Polizei auf sich zu lenken; desto mehr lassen sie insgeheim in Essen und Trinken und beim Spiele daraufgehen. Da hab' ich denn in diesen Tagen die gemeinen Spelunken in der Nachbarschaft durchstöbert, wo ehrliche Arbeiter, entschiedene Arme, brotlose Dienstleute mitten unter Bettlern, Bagabunden und Dieben verkehren, denn in solchen Lokalen ist's gewöhnlich wohlfeil und das bewegt den ehrlichen, aber dürftigen Mann, an diesen Orten zu verkehren. Honette Gesellschaft kann er nicht suchen, da ist's in der Regel zu theuer. Da fand ich denn viel Rohheit und Elend, aber es stieß mir gerade nichts Bemerkenswerthes auf. — Vorgestern jedoch gerieth ich in Mannefrizens Wirthschaft im Schustergäßchen. Der Wirth heißt Friedrich Manne, daher

der Name, ist ein wüster, brutaler Kerl, eine Spiel-
ratte, er war früher Soldat — im Kriege haben sie
ihn lahm geschossen; er war auch schon 'nmal auf der
hohen Schule wegen Parthiererei. — Doch bevor
ich weiter spreche — Ihr Krankenwärter, Herr Pro-
fessor! der Lippold —“

»Der Lippold?!« rief Bergold rasch, »sollte dieser
der Thäter sein — vertrauen mochte ich dem tücki-
schen Menschen nie —“

»Das sage ich nicht, Herr Professor, denn so
weit sind wir noch gar nicht. Aber er hat Sie be-
logen, er hat die Nacht nicht beständig an Ihrem
Bette gewacht, wie er vorgegeben, sondern als Sie
im Fieber lagen, oder im Schlafe, schlich er fort und
war in der Kneipe, und das mag wohl gerade wäh-
rend der Zeit gewesen sein, wo die Mordthat geschah.
Da er gelogen hat, muß er Grund dazu haben —
und der Himmel weiß, welchen.« —

»So wäre es doch Wirklichkeit,« sagte Bergold
für sich, »daß Therese bei mir war, während er sich
entfernt hatte — und kein Traum!« Er vergegen-
wärtigte sich lebhaft jene Scene und immer wahr-
scheinlicher, lebendiger trat sie vor ihn.

»Ich muß Ihnen das aber in der Ordnung er-
zählen,« fuhr Weißmann fort; — »also, da ich in
die Kneipe kam, war nur der Lippold da und zwei

andere unbedeutende Leute. Von diesen kam Einer selbst darauf, im Verfolg des Gesprächs zu fragen, ob man denn noch nichts Gewisses über den Tod der Schreiner wisse und ob die junge Mamsell noch immer im Arrest sei. „Die ist gewiß unschuldig,“ meinte die Wirthin, Mannefrizens Frau. — Da sprach der Lippold drein: „Ja, das glaub' ich auch, und der, welcher 's ist, der wird's nicht sagen, um ihr los-zuhelfen.“ — „Wenn Du damals im Haus gewesen wärst, Lippold!“ sagte der Wirth, der sich am Schenktisch gerade die Pfeife stopfte, als wie beiläufig, „so wär's vielleicht gar nicht geschehen! denn Du hättest in der stillen Nacht doch Etwas davon gehört und wärst der alten Schreiner beiggesprungen, so wenig 's auch der alte Bucherdrache verdient hat.“ — „Ja,“ antwortete der Lippold, „ich hab' mich aber beim Verhör gehütet, zu sagen, daß ich in der Nacht von dem kranken Herrn gegangen bin und das Hausthor offen gelassen habe. Ich wär' sonst in des Teufels Küche gekommen und die Herren vom Criminal hätten mir meine Fahrlässigkeit schön eingetränkt. So zerbrechen sie sich aber noch jetzt den Kopf, wie der Mörder in's Haus hinein- und wieder herausgekommen sein mag, und weil sie das nicht begreifen, so suchen sie den Thäter im Hause und haben, da alles Andere in der Ordnung gefunden worden, die Näh-

termansfell genommen. Ich werde mich aber hüten, ihnen da einen Wink zu geben, sie setzen mich sonst ein halbes Jahr hin und fragen mich hin und her und ich weiß doch nichts.“ — „Und es muß gerade in der Zeit passirt sein,“ meinte die Wirthin, „als Sie hier waren, Lippold. Ich erinnere mich noch deutlich, als wär's heute. Der lange Rauppe saß nur noch da — es war nach Mitternacht — er war sehr verschlafen und ging auch bald, wie Sie kamen — Sie blieben dann noch an zwei Stunden sitzen und spielten mit Mannefrizen Solo. Es dämmerte schon, als Sie fortgingen.“ — „Und grad in der Zwischenzeit ist es geschehen,“ sagte der Lippold, „denn wie ich zurückkam, fand ich auch keine Spur, daß Etwas vorgefallen; die Hausthüre war angelehnt, wie ich sie gelassen, denn ich konnte sie nur von innen öffnen und hatte keinen Schlüssel. Erst früh Morgens, als die Milchbäuerin die Entdeckung machte und der HeidenSpektakel losging, erkannte ich die Bescherung. Ich hütete mich natürlich, zu sagen, daß ich die Hausthüre offen gelassen und so gewissermaßen die Sache mit verschuldet habe. Als mein kranker Herr mich fragte, ob die Nacht Niemand weiter bei ihm gewesen — er fantasierte von einem Frauenzimmer, — da behauptete ich, ich sei nicht von ihm gewichen, und da er mir bezeugte, daß ich

die Nach
Bericht
da m
Profess
tum, d
und so
läutete
kamm
oder
Haut
am m
würf z
der We
nun
sich der
hat, daß
auf mich
Lippold
sagte Lipp
brachte
Da fr
Was,“
auf dem
sach geb
weilung
fen sagt
1860

die Nacht nicht von seinem Bette gekommen, und der Verdacht wegen der Blutspuren auf die Mamsell kam, da war ich vollends aus der Verlegenheit. Der kranke Professor hatte gut bezeugen — wenn Mitternacht kam, da fantasirte er immer ein paar Stunden lang und sah seinen Bücherschrank für das Thor der Nicolaikirche an und die Medizinflaschen für Tannenbäume. — Meinetwegen konnte die Geschichte eine oder die andere Nacht vorher auch passiren, denn die Hausthüre blieb immer offen, wenn ich hierher ging, um mich durch einen Trunk zu stärken.“ — „Du wärst mir auch ein saub'rer Krankenwärter,“ meinte der Wirth, der sich zu mir an den Tisch gesetzt hatte, „wenn mir was fehlt, so werd' ich Dich holen lassen. Läßt der den Patienten allein, wenn er's Nervensieber hat; daß der Professor gesund geworden ist, hat er auch nicht Deiner Pflege zu verdanken.“ — „Der Teufel halte das auch auf die Länge der Zeit aus,“ sagte Lippold, „so Nacht für Nacht an einem Krankenbette zu wachen.“ — „In der Kneipe wachst Du freilich besser, da bist Du der Letzte beim Glas,“ lachte der Wirth, „und früh gleich wieder auf dem Zeuge. Mit dem Schlaf hast Du's nie stark gehalten.“ — „Aber 's ist auch verdammt langweilig,“ sagte Lippold, „stundenlang bei einem Kranken sitzen zu müssen und weder trinken noch rauchen

zu dürfen. Und schauerlich war's nebenbei auch, wenn der Professor in's Fantafiren kam und allerlei schreckhaftes Zeug vor sich zu sehen glaubte. Ich bekam eine ordentliche Angst. Wer kann mir's da verargen, daß ich mich nach einer Stärkung sehnte, wenn der Patient den Raptus bekam, zumal da ich wußte, daß er sich kein Leids thun würde, denn wie sehr er auch schrie und raisonnirte, er blieb doch immer ruhig im Bette liegen.“ — „Das viele Geld hast Du doch mit Sünden verdient,“ bemerkte der Wirth: „einen Speciesthaler für ein paar Stunden.“ — Das nahm Lippold übel und, zänkisch wie er ist, wär's bald zwischen ihm und dem Wirth zum Streit gekommen, aber die Frau mengte sich hinein und brachte sie auf eine andere Rede.“

„Ich muß Ihnen noch bemerken,“ fuhr Weißmann fort, „daß sich die Leute, als sie mich erkannten und sahen, daß ich etwas Ordentliches verzehrte, was gegen meinen schäbigen Rock freilich abstach, vor mir nicht genirten und keinen Verräther in mir wittern konnten. Hieraus also, Herr Professor, sehen Sie, daß der Lippold gelogen hat.“

„Aber, Weißmann,“ unterbrach der Professor, der der detaillirten Erzählung des Insektensammlers mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, „aus allem dem geht höchstens hervor, daß Lippold mich verlassen

und die Hausthüre offen gelassen hat, und während dieser Zeit ohne sein Zuthun und Vorwissen der Mord von einem Dritten begangen worden ist. Das führt uns um keinen Zoll der Entdeckung näher. Denn wenn wir auch dieses Geständniß Lippolds vor den Gerichten benutzen wollten, so dürfte er zwar eine Strafe für seine Fahrlässigkeit erhalten, aber zu einer Nachweisung kann das durchaus nicht führen, denn er weiß dann eben so wenig, wie jetzt. Und daß er selbst der Thäter wäre, das ist —“

„Ich bin noch nicht zu Ende, Herr Professor! das Wichtige kommt erst. Ich glaube auch nicht, daß Lippold der Mörder ist, aber er kann davon wissen, oder was darüber vermuthen, was er sich zu äußern hüten wird. Er kann die Geschichte befördert oder, mich deutlicher auszudrücken, geschehen lassen haben. Daß er die Hausthüre offen läßt, daß dort die alte reiche Schreiner wohnt, daß im Hause Alles todt und ruhig, das kann er haben fallen lassen, und das hat vielleicht ein Anderer, der dazu die Absicht hatte und die Courage, aufgehoben und für einen Wink gehalten. Aber hören Sie mich erst weiter an. Das Gespräch drehte sich nun um andere Dinge und es verging etwa eine Stunde; ich leerte Glas auf Glas, doch gerade nur so viel, daß ich aller meiner Sinne mächtig blieb und Alles genau hörte,

ohne daß es den Schein bekam, als ob ich horche. Ich hatte mich zur Wirthin gesetzt — die ist ein habfüchtiges Weib — da ich viel verzehrte, so erwarb ich bald ihr Vertrauen, sie glaubte in mir einen guten Gast zu sehen, den man festhalten muß. Das kam mir später, wie Sie gleich sehen werden, zu Statten. — Um auf meine frühere Rede wieder zurückzukommen: wie ich also da saß, ging die Thüre auf und der lange Rauppe trat herein, der, von dem früher die Rede gewesen war. Die Wirthin sagte von ihm, er sei den Abend sehr schläfrig gewesen und fortgegangen, nach dem Lippold eingetreten war. — Ich sah mir nun meinen Mann ordentlich an, ohne daß es jedoch auffiel, und — Gott straf' mich! ich merkte gleich so etwas Unpartes an ihm. Der lange Rauppe ist ein häßlicher, wilder Kerl, noch garstiger, als ich; er hat ein Gesicht wie ein Fleischerhund, ist dürr wie ein Gerippe, aber stark wie drei Aufsläder. Er kann ungeheuer viel vertragen, ohne betrunken zu werden. Er nennt sich einen Commissionär, war eine Zeit lang Eckensteher, dann Hausknecht in einem Gasthause, auch Tagelöhner auf dem Holzhofe. Ein paar Mal soll er gestohlen haben; er ist Alles und doch nichts Rechtes. — Ich unterhielt mich, wie gesagt, mit der Wirthin, denn der Rauppe sprach mit Lippold, der ihn gar

herzlich begrüßte, und mit dem Mannefräzen über gleichgiltige Dinge, die mir nichts nützen konnten. Während ich nun die Wirthin auf eine pfiffige Weise über den neuen Gast ausforschte, behielt ich die Leute am andern Tische fortwährend im Gesicht und bemerkte so auch, daß der Rauppe noch mehr verzehrte, als ich, daß er dem Pippold fleißig einschenken ließ und daß er, wie der Wirth ein Mal an den Schenkstisch ging, dem Pippold, welcher ihm einen Wink gegeben, heimlich unter der Tafel Geld zugesteckte. — Von der Wirthin erfuhr ich, daß der lange Rauppe vor etwa fünf oder sechs Wochen eine Erbschaft von mehreren hundert Thalern in Storchenau, sieben Meilen von hier, gehoben habe, daß er seitdem viel aufgehen lasse, nichts mehr arbeiten wolle und sich seitdem an eine liederliche Dirne, die sogenannte Nothenkätze, die früher in einem öffentlichen Hause gewesen, gehängt habe. Diese habe er außerordentlich herausgeputzt und ihr erst kürzlich ein paar goldene Ohrringe für funfzehn Thaler gekauft. Die Dirne, erzählte sie mir weiter, komme allabendlich her und da ginge die Schmauserei erst ordentlich an; die Gans, die oben in der Küche gebraten wurde, sei für das Liebespaar bestimmt, der Pippold sei regelmäßig ihr Gast und würde fast immer, da er jetzt ganz ohne Beschäftigung, vom Rauppe freigehalten. — Wirk-

lich kam auch bald die Käthe, ein sehr hübsches, aber äußerst freches Weibsbild, gepuzt wie ein Fräulein, und nahm bei ihrem Galan Platz. Da wurde der Tisch gedeckt, der Braten nebst Gurkensalat aufgetragen und nichts als Wein getrunken. Lippold war als Gast geladen und ließ es sich herrlich schmecken. Die Wirthin raunte mir auch zu, der Lippold sei eine niedrige Seele; wenn er Etwas in der Tasche habe, sei er aufgeblasen und zänkisch, — er habe ihr schon mehrere Gäste vertrieben; seit ihn aber der Rauppe freihalte, sei er gegen diesen, welchen er sonst nicht leiden gemocht, überaus höflich und kriechend und vollends gegen seine Maitresse, die Käthe, spiele er förmlich den Lohnbedienten. — Das, Herr Professor! waren also meine Leute und an denen hielt ich fest und bemühte mich um Weiteres nicht. — Nachdem die Gesellschaft abgeschmaust, suchte ich in ihr Gespräch zu kommen und dadurch an ihren Tisch; ich bestellte auch eine Flasche Wein, bat um Erlaubniß und ließ die Schönheit der Käthe leben. Ein Gespräch gab's andere und ich gefiel der Sippschaft, besonders Lippold ward herzlich gegen mich —; ein Glück, daß er mich nie bei Ihnen gesehen — er witterte in mir einen Verschwender, dem er's Geld durchbringen helfen könnte. — Auch Rauppe wurde freundlich und wir schieden, spät nach Mitternacht,

wie alte Bekannte. — Am frühen Morgen aber brach ich auf und ging zu Fuß nach Storchenu. Dort im Wirthshaus machte ich mich an den Richter und die Geschwornen und erkundigte mich wegen der Erbschaft Rauppens. Ich gab vor, er wolle meine Schwester heirathen und ich möchte sie ihm nicht so auf's Gerathewohl geben, denn sie habe einige Thaler. „Der Lump!“ sagten sie lachend, „der hat weder hier noch in der weiten Welt einen Kreuzer zu erben.“ Als ich ihnen versicherte, daß er gegenwärtig im Besitz einer hübschen Summe sei, da meinten sie, er müsse Jemanden darum gebracht haben; er sei schon von Jugend an ein unverbesserlicher Taugenichts gewesen, dessen sich die ganze Gemeinde schäme. — Mit der Erbschaft ist's also eine Lüge, das sehen Sie, Herr Professor; er muß das viele Geld wo anders her haben, auf redliche Weise aber hat er's nicht — denn sonst sagte er's. Wie wär's also — wenn er's gar von der Schreiner hätte, wenn er sich's, da er wußte, daß die Hausthüre offen, während Lippolds Abwesenheit geholt und, um nicht verrathen zu werden, die Alte erschlagen hätte? Lippold kann der Anstifter, Planmacher, Helfers helfer, oder auch nur Gelegenheitsgeber sein. Denn wozu tractirt er ihn, woher das gute Einvernehmen Beider? — Das Alles, Herr Professor, ist mir durch den Kopf

gegangen, als ich heut die sieben Meilen wieder zurückliefe, und darauf habe ich meinen Plan gebaut. Ich eilte um Ihretwillen, lieber Herr! denn ich habe nun Hoffnung, und die wollte ich Ihnen auch geben.«

»Habt Dank, Weisemann,« sagte der Professor, »aber Ihr müßt todtmüde sein — vierzehn Meilen in zwei Tagen, das ist keine Kleinigkeit. Warum habt Ihr denn auf meine Kosten keinen Wagen genommen?«

»Das durfte ich nicht, das wollte ich auch nicht. Armuth erregt bei einem Vornehmen nie Verdacht, denn da heißt sie immer unverschuldet, man kann leichter arm werden, als reich; aber bei einem Geringen erregt Reichthum Verdacht. Die erste Frage entsteht: Wie ist der dazu gekommen? Ich mußte den Bauern als ein schlichter Mann kommen, da beichteten sie mir, und durch einen Kutscher hätte Rauppe leicht erfahren können, daß ich in Storchenaus war und er hätte gegen mich Verdacht geschöpft. So darf er aber nicht wissen, daß ich ihm während der zwei Tage nachspionirt habe; ich gehe heut wieder in Mannefrizens Kneipe und mache mich erst ordentlich an Rauppe. Ich muß ihn für mich ganz einnehmen, muß Brüderschaft mit ihm schließen und muß erfahren, ob er noch mehr Geld hat und wie viel; ich muß in seine Wohnung dringen. Eine große

Spizbüberei steckt hinter ihm, ist's auch nicht die vielleicht, der wir nachforschen, so ist's doch eine, und Schaden wird's nicht, wenn wir dahinter kommen und die Herren von der Polizei beschämen. — Warum soll ich nicht auch die Hand dazu herleihen? Denn was ich gethan — das kann Jedem passiren — aber Stehlen ist schlecht, ist gemein, ist schändlich, Rauben ist abscheulich, und vollends Raubmorden ist das gräßlichste aller Verbrechen! — Um nun meinen Plan durchzusetzen, muß ich viel Geld, drei- bis vierhundert Thaler haben, das heißt nicht zu den Kosten — nein! nur um den Raube zu blenden; er muß mich für Einen halten, der auch einen großen Fang gemacht hat, und dann — Gott straf' mich! — geben Sie Acht, Herr Professor — er geht in die Falle, die ich ihm stelle. Wie ich mir's so ausgedacht, das lassen Sie vor der Hand noch mein Geheimniß sein. — Sie müssen mir nur das Geld anvertrauen.«

»Also vierhundert Thaler wollt Ihr?« fragte Vergold.

»Seien Sie unbesorgt, Herr Professor! Sie kommen nicht darum. Ich will sie auch nicht auf Abschlag der von Ihnen versprochenen Summe. Es soll kein Thaler davon ausgegeben werden. Berargen kann ich's Ihnen nicht, wenn Sie mir mißtrauen —

denn welche Sicherheit kann ich Ihnen geben? Keine, nicht einmal den ehrlichen Namen, oder ein ehrliches Gesicht. — Freilich! — Wie ich den Rauppe hinter's Licht zu führen hoffe, so könnte ich ja auch Sie täuschen. Aber ich weiß, daß ich es nicht kann.«

»Nein, Weißmann,« versetzte Bergold und ging an sein Bureau, »ich mißtrau' Euch nicht. Ihr leihst die Hand zu einem guten Werke, es erwartet Euch ein höherer Lohn: warum solltet Ihr mich mißbrauchen, warum Eure Ehrlichkeit, die Ihr Euch rein erhalten trotz Zuchthaus und Schurkengesellschaft, preisgeben für eine Summe, die für Euren Lebenszweck doch nicht ausreicht?«

»Sie sollen es nicht zu bedauern haben, Herr Professor! Wo möglich aber bitte ich Sie um Papiergeld, um eine Sorte, die selten im Verkehr vorkommt, die man am wenigsten in meinem rechtmäßigen Besitze vermuthen darf; es muß für den Rauppe der Geruch daran kleben, als seien sie gestohlen — dann glaube ich, daß der Bursche herausrückt; er giebt dann ein Geheimniß für das andere.«

»Hier habt Ihr Bankscheine, die noch dazu ganz neu sind,« sagte der Professor — »sie gelten bei jedem Wechsel, kommen aber im kleinen Geldverkehr nicht vor, weil sie Zinsen tragen. Und für den Fall, daß sie Euch abhanden kämen, oder daß

Euch der Rauppe überlistete und sie Euch abnähme, ist gesorgt, denn ich habe die Nummern aufgezeichnet und da läßt sich bei den Geldwechslern leicht Vorkehrung treffen.“

„Ich muß Sie noch um Eins bitten, Herr Professor! Die Polizei darf nicht das Mindeste von meinen Vorkehrungen wissen, sonst mischt sie sich in meinen Kram, erregt Verdacht und verdirbt mir das Spiel; denn wir haben es, glaube ich, mit einem pffiffigen und entschlossenen Menschen zu thun.“

„Aber, Weisemann, Ihr lauft doch keine Gefahr?“

„Ich? Nicht die geringste, meine ich, und wär's auch — der riesenstarke Rauppe könnte mich schlimmsten Falles umbringen, und das wär' kein großes Unglück, da ich schon größeres erfahren. — Ich werde nun, so wie ich etwas Weiteres und Wichtiges erfahren, Ihnen Nachricht geben, aber ich werde nur des Abends, im Finstern kommen. Man darf mich hier bei Ihnen nicht viel verkehren sehen, sonst erzeuge ich Verdacht — denn man weiß es schon, daß Sie sich der alten Beate annehmen und einmal geäußert haben, Sie würden Ihr halbes Vermögen drum geben, wenn der wirkliche Thäter an's Licht und die Mamsell loskäme. Die Spitzbuben haben ein scharfes Gehör nach allen Seiten hin. Gott

befohlen, Herr Professor! ich glaub', ich bring' Ihnen bald bessere Nachricht.« — Er ging. —

7.

Der Raubmörder.

Vier Tage später, gegen zehn Uhr Abends — der Professor wollte sich schon zu Bette begeben —, pochte es leise an seine Thüre, und Weißmann trat herein. »Zhr Bedienter kann uns doch nicht behorchen?« fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Nein,« versetzte der Professor, »er ist ausgegangen, und wenn auch — für seine Treue büрге ich.«

»Aber dafür nicht, daß er nicht in aller Unschuld schwagt und mich verräth, und daß der Vogel, vorzeitig gewizigt, aus dem Garne schlüpft. Erlauben Sie, daß ich die Thüre verschliese; Zhr Diener könnte eintreten und er soll mich nicht einmal hier sehen.«

Weißmann ging nach diesen Worten zum Eingang und drehte den Schlüssel im Schlosse um.

Jetzt überrieselte es den Professor doch schaurig, denn er fühlte, daß er sich in der Gewalt eines Mannes befände, der ihm nicht nur an Kräften

überlegen war, sondern bereits auch bewiesen hatte, daß er des Aeußersten fähig sei. — Konnte der Geist des Bösen nicht in Weißmanns Brust sich regen, ihn bewältigen und mit Macht auf die verlockende Verbrecherbahn schleudern? Weißmann konnte einen Raub, ja einen Raubmorb ungeschenter und sicherer vor Entdeckung wagen, als jeder Andere, denn Niemand im Hause wußte Etwas von seinen geheimen Besuchen bei Bergold. Wie war es, wenn er nur ein falsches Spiel mit ihm gespielt, wenn er vielleicht selbst der Mörder der Wittve war und ihn mit seiner Willfährigkeit, seiner Hilfe nur geködert hätte, um desto sicherer die zweite Unthat zu begehen? Denn daß der Professor reich war, wußte er; er konnte es sehen, daß sich in seinem Bureau eine ziemlich große Summe in baarem Gelde befand, da er daraus die Bankscheine genommen hatte. Es legte sich centnerschwer auf Bergolds Brust und sein Auge umzog ein Schleier. Der Gedanke des Verdachtes kam zu plötzlich und zu gewaltig, er übermannte ihn. Es galt dann — einen Kampf auf Leben und Tod. —

Aber ein Moment — er faßte sich; er beschloß, wie es auch kommen möge, dem etwaigen Gegner Entschiedenheit und Unbefangenheit entgegen zu setzen, ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht oder hinter

seinem Rücken zu lassen. Er zündete aus Vorsorge noch mehrere Lichter an, dann befahl er Weißmann, sich zu setzen und nahm ihm gegenüber Platz, indem er das Fenster im Rücken behielt.

»Erzählt, Weißmann, erzählt; was giebt's also?«

»Ich habe ihn,« sagte Weißmann und sein Gesicht verzog ein grinsendes Lachen, »oder eigentlich, es ist so gut, als wenn ich ihn hätte. Er ist wenigstens in der Falle. Der Rauppe hat die Preziosen, die Uhren, Ringe und Ketten, welche bei der Schreiner versteckt waren und wovon sich bis jetzt noch keine Spur vorgefunden hat. Das heißt: ich möchte den Hals darauf verwetten, daß es dieselben Kostbarkeiten sind, welchen die Polizei so eifrig nachforscht.«

»Ihr habt sie gesehen?« rief Vergold und die Freude, dem Ziele möglichst nahe zu sein, ließ seine persönliche Angst verschwinden. »Dann kann er uns nicht entgehen.«

»Noch nicht, Herr Professor! Der Rauppe hat Preziosen — wie er selbst meint — im Werthe von mehr als tausend Thalern, aber zu Gesicht bekomme ich sie erst morgen. Ich vermute nur mit großer Wahrscheinlichkeit, daß es dieselben sind; denn seit der Schreiner'schen Geschichte ist kein so beträchtlicher Diebstahl in der Stadt geschehen — und gestohlen sind die Sachen, das habe ich heraus. Vor dem

Todtschlag aber hatte er sie noch nicht. — Ich muß Ihnen das aber in der Ordnung erzählen und ausführlich, denn es macht mir selbst Freude, wie ich es so klug herausbekommen habe. So hören Sie denn: Wie ich Sie das letzte Mal verließ, ging ich in Mannefrixens Kneipe. Ich traf die alte Gesellschaft da. Es wurde geplaudert, geschmaust und getrunken. Die Käthe war im besten Humor, auch der Lippold, nur der Rauppe selbst schien mir nicht recht bei der Stange, nicht recht aufgeräumt, möchte ich sagen. Es schien mir, als habe er kein baares Geld mehr, denn er ließ aufschreiben, und darauf wieder versprach er der Käthe zum Sonntag ein neues Umschlagetuch zu kaufen. Ich nahm mir ihn nun erst recht auf's Korn, denn wenn Einer Etwas auf dem Herzen hat, so muß es heraus, zumal beim Wein. Ich ließ nun meinerseits d'raufgehen, tractirte die Gesellschaft und machte Rauppen nach und nach wieder fröhlich — er wurde immer zutraulicher gegen mich und fragte endlich, ob ich morgenden Tages Zeit habe, er wolle mich Etwas fragen, um eine Geschäftssache. Ich raunte ihm zu, daß ich auch Etwas auf dem Herzen hätte, ich müßte ihm Etwas sagen und schlug ihm vor, wir wollten Nachmittags auf die Bergschenke gehen, die Käthe und der Lippold könnten Abends nachkommen; 's ist Donnerstags Must!

draußen und lustige Gesellschaft. Wir wurden darüber Eins und Rauppe selbst — wir besprachen das Alles leise, während Lippold und die Rätthe sich mit dem Wirth unterhielten — schlug vor, Lippold vor der Hand nichts davon zu sagen. Er wollte mich um drei Uhr vor dem Thore erwarten, wir sollten allein gehen. Er hatte nichts dagegen, daß Lippold und die Rätthe später kämen. — Wir saßen noch lange, Rauppe wurde immer aufgeräumter und ich merkte es ihm an, daß er einen Dienst von mir verlangen würde. — Tags d'rauf traf ich ihn richtig vor dem Thore. Es war ein wunderschöner Tag, daß ich mich beinah schämte, unter Gottes reinem Himmel zu gehen und vollends mit einem solchen Burschen. Wie wir die Berglehne auf dem Fußsteig zwischen den Feldern hinanschritten, war der Rauppe anfangs sehr schweigsam. Mir schien's, als wollte er immer ansetzen und von dem anfangen, was er auf dem Herzen habe, nur könnte er die Einleitung nicht finden und möchte sich erst besinnen, ob er mir auch vertrauen und wie er die Lüge setzen solle. Ich machte der Bangigkeit ein Ende und fragte also, wie beiläufig — denn ich hatte meinen Plan auch ohne sein Zuborkommen fertig —: „Hast Du Geld?“ — „Nein!“ sagte er etwas verlegen, „ich wollte Dich bitten, die Zeche für mich heut auszulegen.“ —

„Recht gern,“ versetzte ich; „ich frage aber nicht nach solchen Kleinigkeiten; ich meinte, ob Du vielleicht eine größere Summe hast — zu einem Geschäft, das ich Dir vorschlagen könnte.“ — „Zu einem Geschäft?“ wiederholte er und sah mich an, „und was wär' das für ein Geschäft?“ — „Siehst Du, da unten an der StraÙe,“ sagte ich — wir standen g'rad auf dem Gipfel des Berges, wo der Fichtenbusch ist — „die weiÙe Schenke, die ist zu verkaufen und für ein Spottgeld!“ — „Was soll uns die Kneipe?“ versetzte er, „der rothe Heinrich ist darauf zu Grunde gegangen — d'rum wird sie auch verkauft.“ — „Wie hat der aber auch gewirthschaftet, der Dummkopf,“ warf ich ein; „ich sage Dir, 's ist eine Goldgrube. Die Schenke gehört zu Blankewitz, steht unter den dortigen Gerichten, die städtische Polizei hat nichts darüber zu befehlen; für die Necischnuggler ist sie wie gelegen, denn hinter'm Garten läuft der Fluß und trennt sie allein von den Hinterhäusern der Vorstadt. Haben wir dort Einverständnis, so können wir mit einem Rahne ganze Ladungen Lebensmittel und Waaren ohne Impost in die Stadt paschen. Ich richtete im Hinterhaus, wo man gleich an's Wasser und in den Rahn kommen kann, ein kleines Hazardspiel ein, hielte mir drei bis vier hübsche Mädchen, um die Leute anzulocken: das sollte 'nmal eine fröh-

liche Wirthschaft werden! Freilich, Speculation muß man haben, die hatte der dumme Roth-Heinrich leider nicht.“ — „Das ließe sich hören,“ meinte Rauppe, „Du bist ein gescheidter Kerl! Auf die Art wär' freilich Geld zu verdienen — aber hast denn Du Geld?“ — „Nun,“ sagte ich nach einigem Zögern, „so ein drei- bis vierhundert Thälerchen Baares könnte ich wohl anschaffen, wenn Du gleichviel auf-treiben könntest — — das Grundstück kostet acht-hundert Thaler, in unsern Händen wär's aber das Zehnfache werth.“ — Er schwieg eine lange Weile, sah auf den Boden und schien zu überlegen, dann sagte er: „Baar Geld hätt' ich freilich jetzt nicht, aber Geldeswerth.“ — „Auch gut,“ warf ich ein, „das ließe sich ja versilbern.“ — Er schwieg wieder eine kurze Zeit, dann meinte er: „Es hat nur so fein eigenes Bewandniß damit.“ — „Wie so?“ fragte ich, „es soll wohl nicht unter die Leute kommen, soll kein Aufsehen machen?“ — „Ja,“ rief er schnell, „es sind Preziosen aus meiner Erbschaft: Ringe, Uhren, Ketten und dergleichen — Familien-angebenken, und da ich von meinen Verwandten der Erbschaft wegen ohnehin genug beneidet werde und mich geweigert habe, ihnen die Sachen um's halbe Geld oder gar umsonst herauszugeben, so möchte ich nicht, daß sie in den Handel kämen, wenigstens hier

nicht, und daß sie 'was davon erfahren. Das Bettelgesindel hat mich ohnedies genug beredet — und vollends jetzt, wo ich die Rätthe heirathen will!“ — „Das soll's auch nicht,“ sprach ich zutraulich, „Du kannst schon aufrichtig gegen mich sein. Ich kenne Dir hier einen Juden, der kauft dergleichen ein und ist zuverlässig. Er geht jährlich zwei Mal nach Frankreich und setzt die Sachen dort um. Da kräht kein Hahn mehr darüber. Ich hab' mit ihm schon mehrere solche Geschäfte gemacht. Ehrlich ist er, so weit ein Jude das sein kann; er nimmt seinen Profit, haut uns aber nicht über's Ohr. Wie viel mag der Bettel werth sein?“ — „An Silber- und Goldwerth,“ sagte er, „stecken wohl über tausend Thaler drin; ich versteh' mich etwas auf diese Sachen. So freilich nützen sie mir nichts und sind ein todes Kapital.“ — „Da könnten wir ja,“ fuhr ich fort, „erst die Hälfte verkümmeln und es reichte aus. Mein Geld besteht aus lauter Bankscheinen, wohlgezählt werden's wohl vierhundert sein. Kommt der Kauf zu Stande, so muß mir sie der Jude auch wechseln, denn so ganz neues Geld fällt in den Händen von Unserenem auf. Ich hab' es in der **schen Lotterie gewonnen — die ist hier zu Lande, wie Du weißt, verboten, darum muß ich auch behutsam sein. Denn käm's heraus, so verlöre ich nicht

nur's Geld, sondern büßte noch Strafe. Das Loos hab' ich eben auch vom Juden eingehandelt; der hat 'mal Wai! geschrieen, wie er mir's Geld auszahlen mußte, weil er's nicht selbst gespielt. Auf Grundstücke ist's Geld doch am besten angelegt. Wenn Du also wolltest und die vierhundert Thaler zuschießen möchtest — so wär' die Sache in ein paar Tagen abgemacht, die weiße Schenke nebst Garten und Feld unser. In vierzehn Tagen könnten wir den Einzugschmauß zugleich mit Deiner Hochzeit feiern.“ — Rauppe schwieg wieder und wurde immer nachdenklicher; die Hochzeit schien ihm sehr am Herzen zu liegen, denn er scheint mir die Rätke ganz außerordentlich zu lieben. — „Wenn das so ginge,“ sagte er endlich, „so wär' ich mit Leib und Seele dabei. Ich will Dir's nur aufrichtig sagen, daß ich heut von selbst die Absicht hatte, Dich zu fragen, ob Du nicht weißt, wo man Etwas von dem Plunder ohne Verdacht, das heißt ohne Lärm und Klatscherei, los wird, denn es ist ein Hundeleben, wenn man kein baares Moos hat; ich habe erst in einiger Zeit wieder welches zu erwarten.“ — „Da kann ich Dir ja helfen,“ bethenerte ich, „ich will den Juden zu Dir bringen, ich schwör' Dir zu, daß er zuverlässig ist.“ — „Nein,“ entgegnete er, „ich selbst will damit nichts zu schaffen haben — auch die Rätke darf davon

nichts wissen. Ich hab' ihr nicht einmal etwas von meinem Schätze gesagt, Du weißt, wie die Frauenzimmer sind — was sie sehen, wollen sie haben, und sie würde mir keine Ruh' gelassen haben, bis ich ihr ein oder das andere Stück gegeben hätte, um sich damit zu putzen. Das Halloh meiner Sippchaft hätte ich dann hören mögen. Ich hab' ihr deshalb auch die goldenen Ohrringe für baares Geld gekauft, obgleich ich's bequemer haben konnte.“ — „Nun, sei doch kein Narr,“ rief ich, „und schlag' den Plunder los! Soll ich das Geschäft für Dich abmachen? Vertraust Du mir? Ich bring' Dir den Juden — Du kannst in der Kammer horehen, für welche Summe ich mit ihm Handels eins werde — damit Du nicht etwa glaubst —“ — „Ach was,“ fiel er ein, „ich vertrau' Dir schon — und wenn Du vollends das Geld hast, so schwindet jeder Zweifel.“ — „Das kannst Du morgen sehen, ich bring' Dir's.“ — „Aber mit dem Juden,“ meinte er, „möchte ich nichts zu schaffen haben. Ich kann die Juden nicht leiden, und er soll gar nicht wissen, wo ich wohne, er soll mich nicht einmal kennen, denn über kurz oder lang könnte er doch schwagen und mir Verdruß machen.“ — „Wie Du willst,“ rief ich, „so mache ich das Geschäft allein ab, wenn Du mir die Sachen anvertraust. Ich komme morgen zu Dir,

pack' von den Dingen so viel zusammen, als Dir nöthig scheint, schreib' zu jedem den Preis, und in einer halben Stunde ist die Sache abgemacht. Aber Du sollst mir auch nicht blind vertrauen, denn Du kennst mich noch nicht lange genug —; ich will Dir darum morgen meine Bankscheine bringen und die sollen so lange in Deinen Händen bleiben, bis ich Dir das gelöste Geld überreiche. Topp?!“ — „Morgen komm' nicht,“ sagte er, „erst übermorgen, da ist die Käthe nicht bei mir und wir können Vormittags unser Kommerz ungenirt in's Meine bringen.“ — „'s ist also abgemacht?“ fragte ich. — „Abgemacht,“ antwortete er und reichte mir die Hand — „wir sind Männer und wissen zu schweigen.“ — „Mir lacht das Herz im Leibe,“ sagte ich, „wenn ich mir uns Beide als Wirth in der weißen Schenke denke: Du unter den Gästen und Paschern, die Käthe bei den Mädeln, ich im Hinterhaus' beim Spiel —: darauf versteh' ich mich nämlich und kenne alle Feinheiten von der Welt. Und eine Hochzeit wollen wir ausrichten, daß die Leute davon sprechen sollen!“ — „Die Käthe wird auch ihre Freude haben,“ schmunzelte Rauppe wie ein Fleischerhund, „aber sie darf um Gotteswillen nichts von der Sache wissen; sie muß glauben, daß ich mit Dir den Kauf noch von dem baaren Gelde aus der Erbschaft gemacht habe.“

Und vollends darf der Lippold nichts erfahren, dem Kerl ist nicht zu trauen, er würde mich nur verflatschen, wenn er wüßte, daß ich nicht mehr vorspannen kann. Ich mag den Schmaroger nicht; aber er ist weitschichtig mit der Rätthe verwandt und sie hält große Stücke auf ihn, d'rum allein ertrag' ich ihn. Bin ich erst verheirathet und in der Wirthschaft d'rin, wollen wir ihn schon auf gute Manier loswerden. Also reinen Mund über Alles! Ich will dafür auch von Deinem Lotteriegewinnst schweigen; so ist ein Geheimniß das andere werth.“

»Ich muß Ihnen hier bemerken, Herr Professor, daß das unter den Spißbuben Mode ist: Einer thut's dem Andern zu Liebe und macht, als glaube er ihm, obgleich der Andere vom Gegentheil überzeugt ist; er weiß, daß der die Lüge nicht glaubt, demungeachtet stellt Jener sich so. — Der Rauppe war nun ganz zufrieden. „Höre,“ sagte er, als wir uns der Bergschenke näherten, „Du mußt mir drei Thaler borgen, damit der Lippold und Rätthe durchaus nichts merken. Ich hab' schon gestern nicht bezahlt, 's fällt auf, wenn ich heut wieder sage, daß ich mein Geld vergessen habe. —“

»Ich gab ihm sofort die verlangten drei Thaler und bald darnach saßen wir unter den grünen Bäumen der Bergschenke, ließen uns Märzbier geben,

betrachteten uns bald die schöne Gegend ringsum, bald sahen wir einander an und schmunzelten, wie Zweie, die mit einander einverstanden sind und etwas Erfreuliches vor sich haben. D'rin im Wirthshaus da brummte schon der Bass, da kreischte und juchhehte und tanzte es d'runter und d'rüber. — Gegen Abend kam wirklich die Käthe mit Rippold angezogen; sie hatte sich wieder prächtig gepuzt, war frisir't und geschminkt und roch nach Bergamottenöl. Rauppe war überaus gut gelaunt und erlaubte ihr zu tanzen. Rippold mußte als Beschützer mit ihr gehen. — So gingen sie ab und zu; ich bestellte inzwischen das Essen und machte den Wirth. Ich ließ ordentlich d'raufgehen, und als auch Rauppe Etwas bestellen wollte und vom Bezahlen sprach, da kam es zwischen uns zum Wettstreit, wobei er Gelegenheit hatte, mehrmals meine drei Thaler zu zeigen und den Generösen zu spielen. Die Käthe war ein Ausbund von Lustigkeit — sie hatte wenigstens fünf Gläser Punsch getrunken — und als ich auf ihren Brautstand und baldige Hochzeit anstieß, da küßte sie ihren Rauppe und meinte gegen mich, schön sei ich zwar nicht, aber ein herzenguter, artiger Mensch, in den sich ein Frauenzimmer wohl verlieben könnte. Der Rippold war gegen mich die Kriecherei selbst, da er wieder umsonst zehren konnte. In der Schenke hätte

er beinahe Händel bekommen, denn er ist gegen Leute, denen er nichts zu verdanken hat, unausstehlich; aber der Rauppe rief ihn herbei, indem er ihm sagte: er solle uns doch keine Schande machen und nicht vergessen, daß er in anständiger Gesellschaft sei. Als nun vollends Rauppe gegen den Schluß unserer Sitzung die Aeußerung fallen ließ, daß die Hochzeit wohl in vierzehn Tagen stattfinden könnte, wenn die Rätthe bis dahin ihren Tauffchein hätte, und daß sich gar Vieles ändern würde, daß er sie bald in eine Wirthschaft führen und zur Frau vom Hause machen würde: — da wollte der Jubel gar kein Ende nehmen und das Frauenzimmer hing wie be- sessen an seinem Halse. — Als die Sonne schon längst untergegangen war, brachen wir auf; in der Stadt trennte ich mich unter einem Vorwand und ging auf einem Umwege zu Ihnen, Herr Professor! Die andere Gesellschaft ist zu Mannesfragens gegangen, um dort noch einen Nachtrunk zu thun. — So weit, lieber Herr Professor, wäre ich also gekommen und dazu habe ich das viele Geld von Ihnen gebraucht. Ich mußte mit dem Kauf Rauppen locken und indem ich ihm von meinem Gelde sprach, das Geständniß von ihm herausbringen, daß er die Pre- ziosen besitze. — Nun, hab' ich's auch ordentlich gemacht? «

„Ihr seid ein prächtiger Mensch, Weismann,“ sagte Bergold, bei dem während der Erzählung alle Angst und Beklommenheit verschwunden war, „und habt Euch meinen wärmsten Dank verdient. Noch aber sind wir nicht am Ziele; wenn sich Rauppe anders besänne, wenn die Schmucksachen nicht in Eure Hände kämen, oder wenn's andere wären?“

„Aber wir werden morgen am Ziele sein. Der Rauppe wird nicht zurücktreten — denn es brennt ihm auf die Nägel. Wer soll, außer mir, ihm zu Gelde helfen und ihm zugleich Sicherheit gewähren. Schon der Rätthe wegen muß er in die Falle, wie wollte er sonst sein Wort lösen? Und wenn die Sachen — was ich nicht glaube — andere wären, nun, dann ist's auch kein Schade, dann kommen sie an den rechtmäßigen Eigenthümer zurück und der Schnapphahn spaziert auf's Zuchthaus. Er kann's auch einmal versuchen. — Aber jetzt, Herr Professor! hören Sie mich weiter an, denn morgen müssen Sie mir behilflich sein, morgen brauchen wir auch die Polizei dazu. — Doch ich glaube, Ihr Bedienter kommt, ich bitte, öffnen Sie nicht, weisen Sie ihn zurück, Sie müssen dann die Gnade haben und mir selbst die Hausthüre öffnen und sie wieder verschließen; denn weder Ihr Bedienter, noch der Hausmeister darf mich sehen. Je näher dem Ziele, desto ängst-

licher bin ich. — Morgen also gehe ich zur bestimmten Zeit, Ihre Banknoten in der Tasche, zu Rauppe, der am äußersten Ende der Tischlergasse hinter einem Garten wohnt. Tragen Sie keine Sorge für das Geld, wenn ich's ihm als Unterpfand für seine Preziosen eine kurze Zeit anvertraue; mit dem saubern Hecht ergreift die Polizei zugleich Ihre Bankcheine — er wird nicht Zeit haben, einen davon auszugeben. — Sobald ich nun Rauppe's Kostbarkeiten in Händen habe, eile ich mit denselben, nicht, wie ich ihm versprach, zu dem Juden, welchen ich gar nicht kenne, sondern zu unserm ersten Juwelier Waizmann, der hat auf jeden Fall die Liste der gestohlenen Sachen und wird die Contrebande sogleich erkennen. Sie müssen sich morgen frühzeitig zum Criminalrichter bemühen und ihn um Sicherheitsdiener bitten, die in Civilkleidung in der Nähe des Ladens des Juweliers sich aufhalten, damit dieser sie sogleich bei der Hand hat, um mich arretiren zu lassen. Ich werde sofort den vermeintlichen Eigenthümer der Preziosen nennen; ein Polizeidiener muß schleunigst nach Rauppe's Wohnung eilen. Diese muß schon vorher von Gerichtspersonen umstellt sein, so daß sie Rauppen, wenn ihnen Jener die Meldung bringt, sofort in seiner Stube überfallen. Es müssen ihrer aber mehrere sein, denn Rauppe ist ein verzweifelter Kerl

und hat, wie gesagt, übermenschliche Kräfte. Sie, Herr Professor! werden zu gleicher Zeit auf dem Inquisitoriat sein, um mich, nachdem ich mit Rauppe confrontirt worden und wider ihn ausgesagt habe, durch Ihr Zeugniß wieder zu befreien. Lieb wär' mir's, wenn Rauppe nicht erführe, welche Komödie ich mit ihm gespielt, wenn er der Ansicht wär', ich hätte ihn nur aus Dummheit verrathen, indem ich im Eifer, das Geld zu bekommen und den Kauf zu machen, da ich den Juden nicht getroffen, zum Juwelier ging: ich muß ja ihm zu Liebe die gestohlenen Sachen für ererbte halten. — Gleichviel — was er hinterher denkt; die Herren bei Gerichte geben keine Erklärungen, und im Grunde ist's Alles eins, wie er verrathen worden und wodurch er zum Geständniß gebracht wird. — Vergessen Sie auch nicht, gegen den Lippold zu denunciren; seine eidliche Aussage in Betreff jener Nacht war falsch, und auf eine oder die andere Weise hängt er doch mit der Unthat zusammen.« —

„Und das, Herr Professor,“ fuhr Weißmann nach einer Pause, in welcher er Alles in seinem Kopfe geordnet zu haben schien, fort, „wäre der ganze Plan. Wenn wir selbst nicht einen Verstoß begehen, so müßte ihm der Böse helfen, wenn er nicht gelingen sollte. — Wenn Alles so ausschlägt,

wie ich denke, wenn die Preziosen die richtigen sind und der Knappe sofort gesteht — so haben Sie vielleicht in wenig Tagen die arme Mamsell frei, wenn auch nur auf Handgelöbniß und unter polizeilicher Aufsicht, denn die Herren vom Gerichte beeilen sich in der Regel nicht und behalten auch den Unschuldigen und Freigesprochenen gern noch einige Zeit bei sich.«

»Weißmann,« sagte der Professor und drückte mit Wärme die Hand des ehemaligen Verbrechers, »Ihr seid ein seltener Mann, eben so treu und zuverlässig, als klug und gewandt. In Euch liegt ein Criminalbeamter versteckt, voll Beruf zu diesem schwierigen Amte. — Ich widerrufe es in meiner Seele und bitt' es Euch ab, wenn ich Euch nur einen Augenblick mißtrauen konnte.«

»Das verarge ich Ihnen gar nicht, Herr Professor,« entgegnete Weißmann und setzte lächelnd hinzu: »'s mag auch unheimlich sein, sich mit mir so allein zu befinden. Aber das wird morgen anders, da fällt Ihnen alle Last vom Herzen, und ich — ich sehe schon die tausend Thaler vor mir und dicht hinter ihnen die grünen Ufer des freien Amerika. — Und was mein Genie betrifft, da hab' ich nicht umsonst meine Schule durchgemacht — Gott sei Dank! dies Mal zum Guten! — und hab' Ihnen schon

früher gesagt: Die Polizei weiß nichts — die erfährt nichts.«

Er sprach diese Worte mit einer Art Stolz und gewichtigem Selbstgefühl aus, dann erhob er sich.

»Gott befohlen, Herr Professor!« sagte er; »ich muß jetzt noch in Mannefrizens Schenke, ich darf das Volk keinen Augenblick unbeobachtet lassen und muß den Rauppe heut noch vollends kirre machen. Haben Sie jetzt die Güte und lassen Sie mich aus dem Hause.« —

Der Professor geleitete ihn hinab und öffnete das Hausthor; man war seit der Mordthat vorsichtiger geworden und hatte statt des Riegels, der es nur von Innen verspernte, ein Schloß angebracht. Weisemann huschte leicht wie ein Schatten hinaus in die Nacht, schlug aber nicht den geraden Weg nach der Kneipe ein, sondern einen entgegengesetzten, der ihn durch mehrere Quer- und Nebenstraßen später dahin führte.

8.

Vollständige Enthüllung.

Alles begab sich genau so, wie es Weisemann vorausberechnet und verkündigt hatte.

Als er in Rauppe's Stube trat, die dieser erst nach mehrmaligem Pochen und nachdem Weifsmann seinen Namen genannt, öffnete, rief Jener schnell: »Hast Du die Bankfcheine mit?«

»Hier sind sie,« versetzte Weifsmann ruhig und trocken, und legte das Packet in Rauppe's Hände. Dieser löste rasch den Umschlag und betrachtete die Papiere sorgfältig prüfend.

»Glaubst Du etwa,« fragte Weifsmann empfindlich, »sie sind falsch?«

»Das nicht, Bruder!« antwortete Rauppe pöflich lächelnd, »das kenn' ich zu genau — war doch ein paar Jahre Ausläufer bei einem Bankier und da sind tausend von solchen Dingen durch meine Hände gegangen; ich meine nur, wo die gelegen haben, da lagen noch mehr.«

Er fixirte seinen Gegenmann; dieser that, als wendete er sich verlegen ab und sagte dann trocken: »Kann sein, der Jude, der sie mir als Gewinn auszählte, mag mehrere haben. — Jetzt aber mach' rasch, zähle sie durch — und gieb mir dann die Sachen, daß wir zu Rande kommen; ich befürchte immer noch, es haßt uns Jemand das Grundstück weg und das wäre zum Verzweifeln.«

Jetzt erst, da er im Besitz von Weifsmann's Einlage war, schien Rauppe volles Vertrauen zu schöpfen.

Glaubte er doch gestohlenen Gut in Händen zu haben, und da sich ihm sein Genosse überlieferte, zögerte er keinen Augenblick länger, auch mit seinem Raube herauszurücken. Es war, als fielen ihm eine Last vom Herzen; jetzt glaubte er fest auf Weißmann, als einen Spießgesellen, bauen zu können. Er ging in die Kammer, hob unter'm Bett eine Diele auf, darunter befand sich sein Schatz. Die einzelnen Gegenstände waren schon geordnet und ihr Preis auf einem Blatte verzeichnet.

»Hier hast Du,« sagte Rauppe, »Sachen im Metallwerth von fünfhundert Thalern — ich hab' sie nicht zu hoch abgeschätzt. Laß Dich vom Juden nicht zu sehr über's Ohr hauen, vierhundertfünfzig muß er geben, im schlimmsten Fall kannst Du auf vierzig heruntergehen und ihm sagen, daß er noch mehr dergleichen einschachern kann. Denn wenn ich sofort vierhundert Thaler zum Kauf hergeben muß, so — weißt Du — brauchen wir doch bis zum Einzug Taschengeld. Später versilbere ich schon wieder Etwas und Du wirst wohl auch Rath schaffen.«

»Gieb nur her,« entgegnete Weißmann, »längstens in einer Stunde bin ich hier, der Jude erwartet mich.«

»Wenn nur,« rief plötzlich Rauppe und zog die Hand zurück, und eine plötzliche Angst schien sich

seiner zu bemächtigen, es war, als ob sein Verhängniß ihn warnte, bevor es ihn mit ehernen Krallen ergriff, — »wenn nur kein Unglück daraus entsteht — kein Verdruß, wollte ich sagen, keine Schande durch meine Verwandten — und wegen der Rätthe.

Der Jud' ist doch zuverlässig?« —

»So zuverlässig und sicher, wie ich,« versetzte Weißmann ärgerlich, »halt' mich nicht unnöthig auf. Was soll denn für ein Unglück entstehen können? Du hast ja im schlimmsten Falle mein Geld als Deckung in Händen. Ein solches Mißtrauen ist mir noch nicht vorgekommen. Reut Dich das Geschäft, so —«

»Nein doch,« sprach Rauppe verlegen — »ich meinte nur — ach! nicht Deinetwegen, Dir vertrau' ich von ganzer Seele. — Hier hast Du die Sachen — geh' in Gottes Namen und komm' bald wieder, ich ängstige mich sonst, daß Etwas passiert sein könnte.«

Weißmann nahm das Packet und entfernte sich mit den Worten: »Bald siehst Du mich wieder.« —

Der Juwelier erkannte sofort in den Preziosen, welche ihm Weißmann zum Kaufe anbot, einen Theil des bei der Schreiner verübten Raubes. Er war von der Polizei schon vorher unterrichtet, rief die in der Nähe lauernden Häfcher herbei und ließ Weißmann arretiren. Dieser sagte dem Criminalactuar,

der gleichfalls bei der Hand war, er habe die Sachen von Rauppe zum Verkauf erhalten, beschrieb die Stelle, wo sich das Uebrige befand, und erwähnte auch seiner Bankscheine, die er in des Verbrechers Händen als Pfand zurückgelassen. Sofort entfernte sich einer der Polizeidiener und gab den in der Nähe von Rauppe's Wohnung lauernden Vertrauten das verabredete Zeichen. Sie schlichen von hinten in das Gartenhaus und näherten sich leise der Thüre; Rauppe, der niemand Anderen, als seinen Helfer erwartete, hatte nicht zugeschlossen und war im Nu von fünf Mann umringt, die ihm seinen Arrest ankündigten. Einem Moment war er wie vom Blitz gerührt, dann aber, durch eine seltsame Ideenverbindung bewogen, glaubte er, Weismanns Bankscheine seien falsch, dieser habe ihn überlistet, ihm die Juwelen abgeschwaigt und ihn überdies noch denunciirt — er kam in seiner Meditation nicht zum Schlusse, machte eine Bewegung nach dem Tische, wo diese Papiere noch lagen und wollte das Packet durch's offene Fenster in den darunter befindlichen Weiher werfen; aber die Polizeidiener verhinderten ihn daran und fesselten ihn gleichzeitig, ehe er noch daran dachte, von seinen Kräften Gebrauch zu machen und Widerstand zu leisten. Sie untersuchten sofort auf's Sorgfältigste seine Wohnung und kamen ganz zuletzt, wie durch Zufall, auf den

von Weiskmann bezeichneten Versteck unter der losen Diele in seiner Kammer. Als dies Rauppe gewahrte, da brach sein Muth, er senkte das Haupt und sagte: »Jetzt ist Alles aus — Adieu, Rätthe!« —

Vor der Gartenpforte hielt bereits ein Wagen, von Wache umgeben; man ließ den Verbrecher hineinsteigen und fuhr ihn auf's Criminalgericht. Gleichzeitig war auch Lippold, die Rätthe und das Mannefrigen'sche Ehepaar eingezogen worden. —

Am Nachmittage ward die Leiche der Schreiner ausgegraben und Rauppe mußte sie recognosciren. Beim Anblick derselben, nachdem er im ersten Verhör einige unglückliche Versuche gemacht, zu leugnen, und vorgegeben, er habe die Sachen Nachts, in ein Tuch gebunden, auf der Strafe gefunden, legte er ein vollständiges Geständniß ab.

Lippold war der böse Genius gewesen, der ihn zu der entsetzlichen That gereizt, der sie zur Ausführung gebracht, ohne jedoch der Anstifter, Theilnehmer, ja ohne selbst bis jetzt der eingestandene Mitwiffer zu sein. Gleich in der ersten Nacht, wo er den kranken Professor heimlich verlassen hatte und sich bei Mannefrigen's in der Schenkstube mit Rauppe allein befand, äußerte er vertraulich gegen diesen, er habe die Hausthüre, um sich nicht selbst auszuschließen, nur angelehnt, und jetzt könne wohl Jemand sich

hineinschleichen, sachte die Thüre der Schreiner erschließen, dem alten bösen Drachen ein Pflaster über das Gesicht kleben und ihr den Mund verstopfen, sie binden und ihr Etwas von dem erwucherten Reichtum abnehmen, den sie doch nur in Sünden erworben habe. Ein entschlossener Mann wär's leicht im Stande, wenn er wüßte, daß Alles jetzt im Hause wie todt und daß man die Thüre der Schreiner mit einem Ruck von unten aus dem Schlosse heben kann. Natürlich wolle er's Niemandem rathen, denn er selbst wäre die Nacht über im Hause und auf ihn würde der erste Verdacht fallen — deshalb müsse er ganz rein in der Sache sein. Lust dazu hätte er wohl und ein Gewissen würde er sich auch nicht daraus machen. Rauppe, der in jener Zeit gerade ohne alles Geld war und nicht arbeiten wollte, horchte aufmerksam bei Rippolds Mittheilung, doch sprach er diesen Abend kein Wort. Aber in der folgenden Nacht, da er mit Rippold wieder zusammensaß, fragte er diesen von selbst, ob er die Hausthüre wieder offen gelassen. Er ließ sich dann gesprächsweise den Treppenaufgang und die verschiedenen Thüren im ersten Stocke beschreiben. Mehrere Tage trug er sich mit dem Gedanken des Raubes herum. Er wollte die Schreiner nur betäuben und ausplündern, sagte er, nicht tödten. Als nun die Noth am drückendsten

wurde, Mannefrige Miene machte, ihm nichts mehr auf Credit einzuschicken, da erst beschloß er die Ausführung. Er stellte sich den letzten Abend, bevor Lippold kam, schlaftrunken — verließ gleich darnach, unter dem Vorwande, nach Hause zu gehen, die Kneipe und begab sich auf den Schauplatz seines Verbrechens. Das Beil hatte er nur für den äußersten Fall und zur Nothwehr mitgenommen. Darüber, dachte er, würde der Augenblick und die Nothwendigkeit entscheiden. In keinem Fenster des Hauses brannte ein Licht, nur im Hofe, wohin er vorsichtig und spähend trat, gewahrte er einen blaffen Schimmer, der aus des Professors Krankenstube fiel. Dieser — das wußte er — war allein und lag in Fieberträumen. Auf der Treppe machte er mit einem chemischen Feuerzeug Licht und zündete eine kleine Blendlaterne an. Er traf richtig die Thüre der alten Schreiner, hob diese mit einem gewaltigen Druck aus dem Schlosse und trat ein. Die Alte schloß fest, sie erwachte nicht. Rauppe stellte seine Laterne auf den Ofen und — bis jetzt hoffte er den Raub ohne Gewaltthat zu vollbringen — ging daran, einen großen Schrank, der sich links an der Wand befand, zu sprengen. Das Geräusch erweckte jetzt die Schreiner — sie erhob sich im Bette, welches den Hintergrund der Stube einnahm, und stieß einen lauten

Schrei aus. Dies war der Weheruf, welcher in Theresens Zimmer drang und sie eine Weile später bewog, zu dem kranken Professor zu eilen. — Rauppe sprang rasch zu, drückte der Schreiner die Kehle zusammen und sagte: »Schweig, alter Satan! oder Du bist des Todes.« — Aber die Alte wehrte sich wie eine Tigerkatze und zerriß ihm mit ihren Nägeln am Arme eine Ader, daß das Blut hervorschoss und ihn und sie bedeckte. Jetzt ergriff Rauppe das Beil und versetzte mit dem Rücken desselben der Schreiner mehrere Schläge; da diese aber fortfuhr, gegen ihn in der Todesverzweiflung zu wüthen, so spaltete er ihr mit einem Hiebe den Schädel, denn nunmehr dachte er: entweder ich, oder Du! — Die Alte stieß noch einen dumpfen Schrei aus, dann war sie regungslos und todt. Auch diesen Weheruf vernahm Therese. Während des Ringens war die Schreiner mit dem halben Leib auf den Boden herabgesunken. In diesem Augenblick vernahm Rauppe, wie sich am Ende des Ganges eine Thür öffnete und leise Tritte von dort her sich näherten. Er glaubte sich verrathen und war entschlossen, einen zweiten Mord zu begehen, wenn Jemand in die Thüre drang; aber es huschte vorüber und bald darnach bewegte sich leise wieder eine Thüre in den Angeln. Rauppe wartete, bis Alles wieder ruhig war, dann erst schritt er zur Mündung

des Schranke. Aber das immer neu hervorströmende Blut störte ihn in seiner Arbeit und er riß einen Fegen vom Hemd der Erschlagenen und verband sich nothdürftig die Wunde. Unter dem Kopfkissen der Schreiner fand er die Schlüssel zum Schranke und zu einer Kiste, die neben dem Ofen stand. Darin befanden sich etwa sechshundert Thaler baares Geld in verschiedenen Münzsorten, im Schranke selbst Kleider, sämtliche Kostbarkeiten jedoch in der Matrage des Bettes, worauf die Ermordete schlief. Nauppe packte nunmehr Geld und Preziosen in ein Tuch — ließ die Kleider, als geringes Gut, zerstreut liegen und öffnete so leise und geschickt wieder die Thüre, daß Therese, nicht fern im Zimmer des Professors, auch nicht das mindeste Geräusch vernahm. Vor der Thüre aber verschob sich der Verband an seinem Arme und ein neuer Blutstrom schoß auf den Boden nieder zu seinen Füßen. Er kehrte darum einen Schritt wieder in's Zimmer zurück, schlang die Binde fester, trat auf der Thürschwelle aus seinen blutigen Schuhen heraus und überschritt mit bloßen Füßen die Blutlache, nahm dann die Schuhe (die er nicht zurücklassen mochte, weil sie ihn verrathen konnten) nebst dem Packet mit dem Raube, so wie auch das Beil unter den Arm, und schlich leise, nachdem er die Laterne verlöscht, über den Gang und die

Treppe hinab im Finstern, da der Rückweg nicht mehr zu verschlen war. Ungeklärt kam er so aus dem Hausthor, das er sachte wieder anlehnte, und eilte über den menschenleeren Platz und die nächsten Straßen nach seiner Wohnung. Am Stadtgraben versenkte er das Beil und die blutigen Schuhe in eine Kloake; zu Hause angekommen, verwechselte er seine Kleidung mit einer ältern, abgetragenen und vergrub die blutige im Garten. Erst einige Tage später und nicht auf ein Mal kaufte er sich einen neuen, vollständigen Anzug beim Trödler, nachdem er vorher drei Tage außerhalb der Stadt zugebracht, unter dem Vorgeben, er habe in Storchenu eine Erbschaft gehoben. Auf die Frage, ob etwa Therese von seiner That gewußt, ihn bei derselben etwa überrascht und aus Furcht vor ihm, oder durch einen Eid gebunden, geschwiegen habe, antwortete er mit stolzer Geringschätzung, er würde doch nicht ein Kind bei einem Unternehmen, dem nur ein tüchtiger Mann gewachsen sei, zum Helfer oder Theilnehmer werben. Hätte sie ihn in der Stube überrascht, so hätte er sie auch getödtet. Die Mamsell, meinte er, müsse nach der That und als er schon das Haus verlassen, von der entgegengesetzten Seite über den Corridor nach ihrer Stube gegangen und so mit ihren Tritten in die Blutlache gerathen sein. — Da Therese, auch

darüber befragt, von Neuem versicherte, sich der Ereignisse jener Nacht nicht erinnern zu können, so nahmen die Richter an, sie sei in schlafwandelndem Zustande vielleicht vor der That im Hause, etwa in einer höhern Etage, oder auf dem Boden, herumgegangen, und bei ihrer Rückkehr in die blutige Lache gerathen. — Ihre Unschuld war nun vollständig an den Tag gekommen, demungeachtet gestatteten die Förmlichkeiten des alten Gerichtsverfahrens es nicht, sie sofort in Freiheit zu setzen. Sie mußte mehreren Verhören Rauppe's beivohnen, was auf das junge Mädchen, deren Gesundheit die lange Haft bereits angegriffen, einen erschütternden und peinlichen Eindruck machte.

Lippold, der den Raubmord provocirt hatte, wußte, daß kein Anderer, als Rauppe, der Thäter sein könne; aber er behelligte diesen durch keine indiscrete Frage — es war zwischen Beiden nie die Rede von der That. Als Rauppe sein vorgebliches Erbtheil gehoben hatte, steckte er Lippolden heimlich unter'm Tische eine Geldrolle von funfzig Thalern zu, auch hielt er ihn von nun an frei in Speise und Trank und gab ihm auch sonst hin und wieder einiges Geld. Sie schienen stillschweigend darin übereingekommen zu sein, daß Dieser kein Geständniß verlangte, Jener keins abzulegen brauchte. Lippold zehrte mit vom

Raube und überließ die That dem Bundesgenossen allein, dieser hatte im äußersten Falle keinen Verräther oder Zeugen in ihm zu befürchten. Jetzt, wo Rauppe's Kopf verfallen war, schonte er auch den nicht mehr, der ihn zur That verlockt und ihm die leichte Ausführbarkeit derselben geschildert hatte.

Weißmann wurde, nachdem der Thatbestand durch Rauppe's Geständnisse klar und richtig an den Tag gekommen war, sofort entlassen. Bis dahin hatte ihn Rauppe nicht für seinen Spion und Verderber, sondern nur für einen leichtsinnigen Verräther, der um jeden Preis die Juwelen umsetzen und in den Besitz des Geldes zum Hausankauf kommen wollte, gehalten. Als ihm aber beim Vorhalten von Weißmanns Aussagen und durch dessen baldige Entlassung klar wurde, daß ihm dieser eine künstliche Falle gelegt, daß er sich in sein Vertrauen geschlichen, um ihn zu verrathen und der Gerechtigkeit zu überliefern, da tobte er in ohnmächtiger Wuth, fluchend und scheltend gegen ihn.

Die Käthe war nicht mit implicirt; sie wußte nichts vom Morde und war im guten Glauben an Rauppe's, durch Erbschaft erworbenen Reichthum, seine Maitresse geworden. Man konnte ihr deshalb nichts anhaben, doch wurde sie, da gleichzeitig einige Diebstähle an den Tag kamen, bei welchem sie Mit-

wisserin und Helferin gewesen und wegen ihres sonstigen lüderlichen Lebenswandels, auf ein paar Jahre in's Zuchthaus geschickt. Sie fühlte sich vor dem Verhörsrichter in ihrer Ehre sehr gekränkt, daß sie einige Zeit lang für die Geliebte und Braut eines Mörders gegolten habe. Heimlich schwur sie aber doch und wiederholte es gegen ihre Schicksalsgenossen im Gefängniß öfter, sie würde nach ihrer Freilassung an Weißmann Rache üben. —

— Aus dem Inquisitoriat begab sich Weißmann sofort zu Vergold. Dieser überhäufte ihn mit Lobsprüchen und händigte ihm mit Begeisterung die versprochene Summe ein.

»Jetzt, wo's vorüber ist,« sagte Weißmann, »will ich's nur eingestehen, daß es doch ein Stück schwere Arbeit war und nun weiß ich auch, wie man hänge werden kann, wenn man sich allein einem Menschen gegenüber befindet, dem man das Aeußerste zutrauen darf, in dessen Gewalt man, so zu sagen, gegeben ist. Als ich mit Ihren Bantzscheinen mich allein bei Rauppe befand und dieser hinter mir die Thüre verriegelte, da kam mir der Gedanke, er könne mich mit dem Gelde nur in seine Wohnung gelockt haben, er möchte über mich herfallen und mich umbringen, um in den Besitz der Papiere zu kommen. Er ist mir an Kräften sehr überlegen — das Haus ist

entfernt, so daß die Nachbarschaft nicht einmal meinen Hilferuf hören kann — wenn man so den Tod in der Nähe hat, graut Einem doch vor demselben. Ich befürchtete schon in die Falle zu stürzen, die ich ihm selbst gelegt. — Jetzt begreife ich auch nicht, wie ich vorher wünschen konnte, der Rauppe möge nicht erfahren, daß nicht der Zufall ihn verrathen, sondern daß ich es darauf angelegt. Los kommt er doch nicht — und wenn auch, in Amerika kann ich nicht befürchten, ihm je wieder zu begegnen. — Uebrigens habe ich Ihr Geld, Herr Professor, so ganz nicht verdient; denn über kurz oder lang mußte der Rauppe, da ihm das baare Geld ausgegangen war und er so zu sagen schon Noth litt — denn das Frauenzimmer brauchte viel und er konnte ihr nichts versagen — doch mit seinem Raube herausrücken und sich verrathen, wenn sich nicht zufällig ein solcher Jude fand, wie ich ihn erdichtet habe.«

»Warum dem Zufall überlassen,« versetzte Bergold, »was ein Gedanke, den der Himmel gesendet, in unsre Hand gelegt. Nicht nur mein Dank, Weißmann! auch die frommen Gebete der armen Therese folgen Euch nach in die neue Welt.«

»Ja, Sie haben Recht, Herr Professor, 's war doch eine gute That, die ich da vollbracht; die Unschuld des armen Kindes ist durch mich an den Tag

gekommen; dafür giebt's Gotteslohn. Wer weiß, wie lange sie noch im Gefängniß hätte schmachten müssen, und selbst wegen mangelnden Beweises freigelassen, hätte sie vor der Welt doch immer einen Schandfleck getragen; statt dessen erntet sie jetzt, um ihres unschuldigen Leidens willen, doppelte Liebe. — Ich nehme jetzt Abschied von Ihnen, Herr Professor! meinen Paß habe ich in der Tasche und morgen breche ich nach Bremen auf.«

»Lebt wohl, Weißmann!« sagte Bergold; »möge Euch das Geld Segen bringen und Euch eine neue Existenz gründen; doch ist es kein bleibendes Angedenken: nehmt daher noch diesen Ring mit meinem Namenszug zur Erinnerung an eine gute That.«

»Dank, Dank, Herr Professor — wie ich sage: Sie sind die Güte selbst. Und Ihnen wünsche ich, oder vielmehr der armen unschuldigen Wamsfell, sie möchte so einen edelherzigen Gatten finden, wie Sie sind, zur Belohnung für ihre unverschuldete Angst und Leiden.« —

Bergold erröthete und wandte sich ab. Der Insektensammler verließ das Zimmer. —

Kaum konnte Bergold jetzt länger zweifeln, daß Theresese nicht wirklich in jener verhängnißvollen Nacht an seinem Lager geweilt, daß sie ihm Arznei gereicht und durch ihre Erscheinung seine wüsten Fieberträume

verschönert habe. Und geschwiegen und geduldet hatte sie aus holder Schamhaftigkeit! Wie keusch und rein erschien sie ihm nun in dem Glorienscheine ihres Duldens und Versagens! Sollte dies nicht vielleicht stille, stumme Liebe sein? Er schwelgte in dem schönen Gedanken — an den sich all' sein Hoffen und Verlangen anklammerte. Und morgen sollte sie der Freiheit wiedergegeben werden; morgen sollte und mußte er sie sprechen, sie — der er so schon ausgewichen; morgen wollte er sich Entscheidung holen, sollte der letzte Schleier des Räthsels sinken und das seltene Mädchen in seiner Neigung offen vor ihm dastehen! —

Um den spätern freundlichen Eindruck unserer Erzählung nicht zu stören durch einen Rückblick auf die lasterhaften Personen dieser Geschichte, erwähnen wir hier in Kurzem, daß Rauppe zum Tode, Lippold zu zwanzigjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Das Mannesfrizensche Ehepaar, gegen welches sich im Laufe der Untersuchung nichts Belastendes ergab, ward in Freiheit gesetzt.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß, während Bergold's Bemühungen, Theresens Unschuld an's Licht zu bringen, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden, auch Feldeck seinerseits nicht unthätig blieb, für das junge Mädchen zu wirken; nur ge-

schah dies in einer andern, wenig erfolgreichen Weise. Unablässig ging er die Richter an, den Prozeß zu beschleunigen, was aber nach dem alten Systeme eine reine Unmöglichkeit war. Als hier seine Bemühungen den erwünschten Erfolg nicht hatten, wandte er sich an die Oeffentlichkeit, forderte die Sache vor diese heraus und glaubte dadurch den Schneckengang der Justiz zu beschleunigen. In den Zeitblättern schilderte er auf rührende Weise Theresens Unglück, klagte über ihre lange Haft, über die Verzögerung ihrer Freisprechung und bekämpfte mit aller Dialektik und allen Beweisstellen, die eine aufgeklärte Zeit schon so oft, aber immer noch vergeblich vorgebracht, das geheime Gerichtsverfahren. Er versah Eins dabei und sein Eifer ward ungeschickt, wenn er gleich redlich war. Indem er die Unthat und den Verdacht, der zur Zeit noch auf dem Mädchen lastete, der ausgedehntesten Publicität preisgab, compromittirte er sie zugleich vor den Augen der Menge in den weitesten Kreisen; denn ihr Prozeß war und blieb geheim, ihre Freisprechung selbst konnte keine öffentliche werden, so litt ihr Ruf in den Augen der Welt, weil nicht eine höhere und noch weitere Publicität ihn glänzend wiederherstellte; er schadete ihr und erleichterte ihr Loos doch nicht. Die Oeffentlichkeit ist nur gut, wenn sie es in Allem für Alle

ist. — Um seinem Eifer noch anderweitig Beschäftigung zu geben, suchte er die Gefangenwärter zu bestechen und, wiewohl vergebens, Luxusgegenstände, frische Blumen u. dergl. in Theresens Zelle zu schmuggeln. Auch hierin griff er nach dem Entfernteren und übersah das Nächste. Auch hierin hatte ihm der Professor den Vorrang abgewonnen.

9.

Wiedersehen.

Therese war ihrer Haft entlassen; der Untersuchungsrichter selbst öffnete ihr die Kerkerthüre und gab ihr Trostesworte mit in die neue Freiheit. Er schien zu befürchten, daß ihr in der lieblosen Welt noch manche Demüthigung bevorstehen dürfte, denn in den Augen des gemeinen Mannes ist in Untersuchung gewesen oder schuldig sein leider noch gleichbedeutend. —

Sie blieb bis zum Einbruch der Dämmerung im Detentionshause, dann schlich sie im Schatten der Häuser nach ihrer Wohnung. Die frische Abendluft, die sie so lange entbehrt, that ihr unendlich wohl, aber der ungewohnte Gang, ihre Haft und Beklom-

menheit ermattete sie; schwankend trat sie in ihr Zimmer, wo die alte Beate am Fenster saß, und sank in einen Stuhl.

»Heiliger Gott!« schrie die Alte auf, die vor der angezündeten Lampe saß und in einem Buche las, »Sie sind es, mein Thereschen, mein gutes, liebes Thereschen ist es.« — Sie sank zu ihren Füßen nieder und bedeckte des Mädchens Hände mit ihren Küssen und Thränen. Auch von Theresens Brust löste sich jetzt ein Thränenstrom und erleichterte heilsam ihr beklommenes Herz, und eine selige Wehmuth, der einzige Trost und die Labung der Dulder, durchwallte sie weich und lindernd.

»Gute Mutter,« sagte sie nach einer langen Pause des Schweigens, »ich war lange von Dir entfernt und habe Dich am schmerzlichsten vermisst. Und wie ging es Dir denn, haben die Nachbarn ihr Wort gehalten und Dich vor Noth und Entbehrung geschützt? Ach, ich konnte nicht für Dich arbeiten, liebe Beate! und das Gnadenbrod hat Dir wohl recht bitter geschmeckt?«

Sie küßte liebevoll die Alte auf die Stirne und streichelte ihr mit kindlicher Zärtlichkeit das greise Haupt.

»Noth — die hab' ich nicht empfunden,« erwiderte Beate — »aber wohl namenlose Angst um meine

arme, liebe Therese. In der Zeit bin ich wohl um zehn Jahre gealtert. Und der Nachbarn habe ich gar nicht bedurft; unser nächster Nachbar, der Herr Professor, sorgte vom ersten Augenblicke für mich, wie ein Sohn. Er ließ mich so zu sagen fürstlich leben; er gab nicht nur mit vollen Händen, er tröstete mich auch.«

»Wie geht es ihm?« fragte Therese rasch, »ist er gesund — hat er an mich — ?«

»Er ist wohl auf, Thereschen! ganz wieder hergestellt, aber immer noch traurig, wenn auch nicht so verschlossen, wie sonst. Fast jeden Abend besuchte er mich und saß hier stundenlang mir gegenüber und sprach von Ihnen, Therese! Das ist gar ein lieber, nobler Mensch — ein Edelstein, den wir Alle verkannt haben, da wir ihn für stolz und menschenfeindlich hielten. Kaum eine Stunde ist's, daß er mich verlassen hat; er brachte mir eben die Nachricht, daß Sie in ein paar Tagen frei kommen sollten. Und wie freudig sah er dabei aus!«

»Er hat an mich gedacht,« wiederholte leise das Mädchen und senkte das Haupt und fühlte es, wie eine wonnige Röthe ihre Wangen durchwallte.

»Ich muß nur gleich hinüber,« rief die Alte und erhob sich, »und muß ihm sagen, daß Sie wieder hier sind. — Aber recht blaß sind Sie geworden,

Thereschen! Daß gerade auch Sie das Unglück treffen mußte, die Sie so fromm und gut sind. Die abscheulichen Menschen konnten Sie so unschuldig leiden sehen und verschwiegen die eigene Unthat.«

»Ja, liebe Beate,« versetzte das junge Mädchen schmerzhaft lächelnd, »ich hatte recht betrübte Stunden, oft konnte mich kaum das Gebet noch trösten und ich fragte zürnend das Geschick, weshalb ich so Schweres erduldet. Aber, beruhige Dich, Beate! auch dies kam von Gott und er nur weiß, ob es nicht zu unserm Heile ausschlägt.«

»Aber jetzt lassen Sie mich gehen, Thereschen! Welche Freude wird der edle Mann haben, wenn er erfährt, daß Sie schon heute frei geworden.«

»Nein,« sagte Therese, »ich will allein gehen und ihm selbst dafür danken, was er in meinem Namen für Dich gethan, will ihm danken, daß er mir, ob auch der gräßliche Verdacht schwarz auf mir lag, seine Theilnahme und seine Achtung nicht entzogen hat. — Zwar ist es spät — aber die Verpflichtung darf sich an keine Stunde binden.«

Sie nahm ein Licht und schritt hinaus über den Gang. Als sie an die Thüre der Ermordeten gelangte und die Blutstelle betrat, auf welcher sie in jener Nacht ausgeglitten, da faßte Sie kalter Schauer

an — sie beflügelte ihre Tritte und pochte leise an Bergolds Stube.

Sie öffnete zögernd, er saß mit dem Rücken nach der Thüre und schrieb. Nachdem er, wie es schien, erst einen Satz vollendet, erhob er sich und trat auf sie zu.

»Therese — mein Fräulein!« rief er im Tone der freudigsten Ueberraschung und breitete die Arme aus, doch senkte er sie schnell und ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, noch ehe sie es verhindern konnte.

»Herr Professor!« sagte sie mit bebender Stimme und purpurne Röthe überflog das blasse Antlitz, »mein erster Dank gebührt Ihnen: Sie haben so edelmüthig meine hilflose Dienerin unterstützt und mir einen stärkenden Trost gewährt. Wohl mußte ich in der langen Leidenszeit einen bittern Kelch leeren, aber das Bewußtsein, daß noch so viele edle Menschen die Erde bewohnen, ließ mich dulden und tragen und das Leben immer noch lieb behalten.«

»Die Tugend,« versetzte Bergold mit Befangenheit und hielt ihre Hand unwillkürlich in der seinigen, »trägt ihren Schutz in sich, und weil sie so selten ist, zählt sie so viele Bewunderer. Sie haben schwer geduldet, armes Fräulein! aber der gerechte Himmel muß Ihnen von nun an Ihren Lebenspfad

mit unvergänglich duftenden Frühlingsblüthen bestreuen.«

»Ich wünsche nichts,« erwiderte sie, wehmüthig lächelnd, »als das bescheidene Loos wieder zu gewinnen, aus dem ich durch das grausame Mißgeschick herausgerissen wurde. Möge mir die Achtung der Besseren bleiben und so der letzte Schatten schwinden, der sich durch diese Verkettung der Umstände verdüsternd auf meinen unbescholtenen Namen gelegt.«

— »Die Liebe der Menschen, die schon früher Ihr Eigenthum war, hat nunmehr doppelte Verpflichtungen gegen Sie. Sie haben schuldlos geduldet. Es genügt nicht, die Wunde blos geheilt zu haben, man muß sie vor jeder unsanften Berührung bewahren.«

»Sie sind so mild und gütig gegen mich, Herr Professor, daß Ihre Theilnahme mich stolz machen könnte; doch sie erhebt mich. Danke ich diese doch auch erst dem Unglück — ich wäre unbeachtet von Ihnen geblieben, wie vordem und — es ist wahr — Unglück ist läuterndes und verklärendes Feuer!«

— »Unbeachtet nicht« — versetzte Bergold stockend und sein Blick senkte sich; — »Sie werden vielleicht jetzt den Wunsch hegen, dies Haus zu verlassen, wo so viele Erinnerungen Sie schmerzhaft berühren müs-

sen. Ich finde es gerechtfertigt, obgleich ich es schmerz-
lich bedauern würde.«

»Nein — Herr Professor! ich bleibe. Die Un-
that habe ich mit eigenen Augen nicht gesehen —
hier wie anderswo ist sie mir nur aus der erhalte-
nen Schilderung bekannt. Andere, freundlichere Er-
innerungen an den geliebten Dheim, an meine Kin-
derjahre fesseln mich hier; trennte ich mich von der
Wohnung, ich würde mich von einem Theile meines
Lebens trennen. — Aber ein anderes Schlafzimmer
werde ich wählen, und zwar bei meiner Dienerin;
denn jedesmal beim Erwachen würde ich glauben, es
erneuere sich der furchtbare Moment, wo man den
schweren Verdacht aussprechend an mein Lager trat.
— Die liebe Einsamkeit wird mir wieder Heiterkeit
geben und die Arbeit ist mir Genuß.«

»Ich bitte den Himmel,« sagte jetzt Bergold mit
Wärme und nahm die Hände des Mädchens zwischen
die seinigen, »nur um eine einzige Gunst: er möge
mir Ihr Vertrauen zuwenden, ein Vertrauen, welches
Sie in mir den treuesten, dienstwilligsten Freund er-
kennen läßt, einen Freund, dessen Gesinnung um so
reiner ist, weil er Sie hochachtet, Therese!«

»Mein Vertrauen,« erwiderte sie leise und senkte
das Haupt, »das besaßen Sie schon damals — Herr
Professor! nur fehlte mir der Muth. Meine Zag-

haftigkeit trägt vielleicht manche Schuld. — Auf Wiedersehen, mein Herr, gute Nacht und noch ein Mal herzinnigen Dank für Ihre zarte Aufmerksamkeit! «

»Ja, auf Wiedersehen« — seufzte Vergold — »da ich inzwischen der Freund und Vertraute Ihrer alten Beate geworden bin, so darf ich Sie wohl zuweilen besuchen, wie es sich unter befreundeten Nachbarn auch ziemt.«

Er reichte ihr den Arm und geleitete sie über den Gang bis an ihr Zimmer. Hier drückte er zum Abschied ihr leise die Hand und eilte rasch zurück in sein Gemach; denn in seiner Brust stürmte und wogte ein ganzer Himmel von Seligkeiten. Sie war ihm ja nicht mehr blos das engelschöne, interessante, durch ihr Schicksal ihm werth gewordene Mädchen, er hatte den seelenvollen Klang ihrer Stimme vernommen, ihre süße, herzzgewinnende Rede, er hatte einen Blick gethan in ihre Brust, war freudig überrascht von der geistigen Anmuth, die sie erfüllte, von dem Wiederhalle seiner Gefühle aus der innigen Tiefe ihres Gemüthes.

Er warf sich in einen Stuhl, drückte die Hände vor seine Augen und rief ihre bezaubernde Erscheinung in seine Seele zurück; er beschwor den Sturm nicht in seiner Seele, er gab den ernstern, besonnenen, dü-

stern Mann Preis für die Rolle eines schwärmerischen Jünglings und gestand sich voll Begeisterung: Du liebst sie — Du wirst sie ewig lieben! —

Auch in Theresens Brust waltete und formte ein neues, wonniges Leben, nur zog es milder auf und nieder und legte sich sanft und weich, wie ein friedlicher, warmer Abendhimmel, über ihre Gefühle.

Sie saß geraume Zeit schweigend der alten Beate gegenüber und hörte kaum deren wiederholte Fragen nach dem Empfange, welchen sie bei dem lebenswürdigen Professor gefunden. —

»Aber — nun weiß ich, was Ihnen fehlt,« unterbrach sich Beate plötzlich, »Sie werden Hunger haben; freilich von dorthier konnten Sie nichts mitbringen. Und so lange Zeit mußte mein armes Kind Gefangenekost essen. — Nun — im Grunde wird sie auch nicht schmaler gewesen sein, als Ihre bisherige!«

»Freilich habe ich nichts mitgebracht,« versetzte lächelnd Therese, »und arbeiten und verdienen konnte ich im Kerker auch nichts. Hast Du Brot — ?«

»D noch viel Besseres,« prahlte Beate und schickte sich an aufzutischen, »Braten und Früchte und Wein. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich im Ueberflus geschwelgt; ich konnte jeden Tag noch zwei Personen

beköstigen — für solchen Ueberfluß hat der edle Wohltäter gesorgt.«

»Das wird von nun an,« sagte Therese wehmüthig, »freilich nicht mehr so sein und Du mußt wieder, wie vordem, meine Noth theilen, arme Beate!«

»Und das von ganzem Herzen, wenn Sie das Noth nennen, wo Sie mir stets ein leckeres Mahl aufstischen, gute Hausmannskost, und sich selbst mit trockenem Brote begnügen! Aber ich wollte ja die bitterste Armuth gern ertragen, weil ich nur Sie wieder habe. Weiß Gott — ich saß oft da und benetzte die leckern Gerichte mit meinen Thränen, wenn ich an Sie dachte.«

»Der Himmel sei gepriesen,« sagte Therese, »es ist nun vorüber. Aber morgen, Beate, mußt Du mir zu Liebe einige Ausgänge verrichten, Du mußt zu all den Damen, die mich bisher mit Arbeit versorgt haben, gehen, ihnen meine Befreiung anzeigen und sie um neue Beschäftigung bitten. Sieh, Beate! ich werde noch eine Zeit lang Gegenstand einer theils freundlichen, theils zudringlichen Neugierde sein. Beides ist lästig, würde mich nur beugen und verstimmen. Ich muß mich erst sammeln und fassen, bevor ich wieder unter die Leute treten kann. — Es wird Dir freilich schwer fallen, denn Du bist des Straßenpflasters und der Treppen entwöhnt.«

»Alles, Alles will ich thun,« schmeichelte die Alte; »Sie müssen es doch sehen, wie mich die Freude über Sie verjüngt hat; und für meine Jahre bin ich ja noch ganz rüstig, heut vollends komme ich mir so leicht vor, daß ich tanzen könnte vor Wonne. Auch sollen Sie von nun an, wenn es nicht ein besonderer Auftrag ist, die Arbeit nicht selbst abliefern und oft vergebliche Gänge zu den Leuten thun. Fällt hier und da ein unfreundliches, tadelndes oder stolzes Wort, so kann ich, eine Dienerin, das leichter vertragen, als Sie! Da der selige Onkel noch lebte, waren Sie ja ein Fräulein, so gut wie alle die Uebrigen, und jetzt, wo Sie so viel unschuldig ertragen haben, sind Sie mir vollends eine halbe Heilige.« —

Therese ließ ihr Lager in einer der hinteren Stuben aufschlagen; sie befah ihren Kanarienvogel und die Blumen im Fenster, die der Professor stets durch frische Stöcke hatte erneuern lassen, dann setzte sie sich träumerisch und schweigend, während die Alte schon einnickte, in das Sopha, das schöne Haupt auf den Arm gestützt. Wie ein Nachtstück zog die letzte Vergangenheit hinter ihr vorüber, immer blässer, farbloser, und minder schreckhaft, und vor ihr erhob sich ein milder, sonniger Morgen, an dessen Eingang Willibald stand, mit den seelenvollen Augen sie betrachtend, und treuherzig seine Hand ihr reichend. —

Spät ging sie zur Ruhe, aber noch später nahm sie der Schlummer liebevoll in seine Arme.

10.

Die Werbung.

Raum hatte Therese am folgenden Morgen ihr Schlafgemach verlassen und sich wieder in die Vorderstube an's Fenster begeben, wo ihr Arbeitstisch stand, so erschien der Postbote und überreichte ihr einen Brief mit dem Stempel der Stadtpost. Therese öffnete bekommen das Schreiben von fremder Hand; was hatte man ihr zu sagen, was konnte man von ihr verlangen? Wüßte sie doch nur Ruhe und Vergessenheit! Der Umschlag enthielt eine bedeutende Geldsumme und folgende Zeilen, wie es schien, von weiblicher Hand:

»Eine Dame, die ihren fleckenlosen Lebenswandel und Ihr Unglück kennt, bietet Ihnen ihre Freundschaft an und beschwört Sie, im Sinne dieser aufrichtigen Freundschaft, von der heiliegenden Summe für Ihre ersten Bedürfnisse Gebrauch zu machen. Sie werden ihr diese Bitte nicht versagen; denn, liebes Kind, man darf gegen die Liebe nicht stolz sein, wenn man so geliebt wird, wie Sie! Sie wünscht Ihr Loos

zu erleichtern, sie wünscht die edle, zartfühlige Theresese vor jeder Kränkung durch gefühllose Menschen zu bewahren, denn in den Augen vieler Leute ist Arbeit suchen leider fast gleichbedeutend mit — Almosen verlangen. Das soll Theresese Halling nicht mehr. Die Schreiberin dieses wird auf längere Zeit durch die Krankheit einer theuern Verwandten von dieser Stadt ferngehalten, aber sie wird sich, kommt die Zeit, beeilen, der neuen Freundin sich zu erkennen zu geben, sie wird reich belohnt sein, wenn Theresens Herz an dem ihrigen in schwesterlicher Liebe schlagen wird.«

Darunter stand kein Name und keine Chiffre. — Theresese hielt das Blatt in ihren zitternden Händen und blickte stannend auf die Bankscheine hinab; eine große Thräne trat in ihr Auge, dann flüsterte sie schmerzlich, aber mit einer seligen Regung im Innern: »Ein Almosen zwar — aber ein großes und so liebevoll gegeben, als liebe ihm erst die Annahme irgend einen Werth. Ja, es giebt der edlen Menschen noch genug, und ihretwillen lohnt das Leben!«

Es stieg eine süße Freudigkeit in ihr auf und sie wollte das neue Glück sofort der treuen Beate verkündigen, da besann sie sich aber, daß diese bereits ausgegangen war, um nach der gestrigen Verabredung

Arbeit zu holen. — Therese gab sich keine Mühe, die edle Dame, die zarte Geberin zu errathen, denn wie wenig Bekanntschaften zählte sie, und ihr Leben war ja in der letzten, traurigen Zeit so öffentlich geworden, daß sich ganz gut eine völlig Unbekannte gefunden haben konnte, ihr die Schwesterhand zu reichen. — Sie schloß Brief und Geld in ihr Bureau; es hatte keinen Reiz für sie — denn Bedürfnisse kannte sie nicht und arbeiten — das fühlte sie — würde sie doch immer. Einer Sorge ward sie dadurch aber sofort enthoben, sie konnte die rückständige Miethe bezahlen, welche unberichtigt geblieben war, weil sie die Zeit über im Gefängniß zugebracht hatte, und dann — sollte der neue Reichthum dazu dienen, die Lage ihrer treuen Dienerin behaglicher zu gestalten: Beate sollte von Zeit zu Zeit so manche Leckerbissen auf ihrer Schüssel sehen, wie sie ihr während der Zeit ihrer Gefangenschaft durch die Fürsorge Vergoldes geboten worden.

Noch war sie ihrer freundigen Regung nicht Meisterin geworden, als man an die Thüre pochte und des Professors Bedienter erschien, derselbe treue Diener, der während der Krankheit seines Herrn leider von ihm entfernt war. Er brachte einen duftigen Blumenstrauß als Morgengruß von seinem Gebieter.

»Wie zart,« sprach sie für sich, indem sie die

schönen und seltenen Blumen aufband und einzeln in ein Glas setzte und ihr Auge wonnevoll auf ihnen verweilte, »daß er nicht gleich in den ersten Stunden stürmisch sein Nachbarrecht geltend macht und — nicht, wo er mich allein weiß! Was könnte ich ihm auch sagen — ich wäre bekommen, schweigsam — vielleicht albern. Mir würde heut mehr als gestern ihm gegenüber die Ruhe fehlen. — Und dann — dann, wer weiß, ob ich nicht darauf größern Werth lege, als ich sollte, und eine tiefere Bedeutung, als ich kann. Es ist vielleicht nur, wenn er meinen nächtlichen Besuch ahnt, Dankbarkeit und Wohlwollen — die wohnen ja für alle Menschen in seiner edlen Brust, und dann bin ich ein junges Mädchen, bin arm, habe gelitten, das regt ja jedes braven Mannes Mitleid an! — Ich darf nicht träumen, darf nicht hoffen, sonst könnte ich leicht unglücklicher werden, als ich war. — Und doch bot er mir seine Freundschaft an und bat so rührend um mein Vertrauen und — —«

Sie vollendete nicht, es pochte abermals und stärker an die Thüre. »Da ist er — doch!« flüsterte Therese und die letzten Blumen entglitten ihrer Hand und Purpurglut flammte auf ihren Wangen. Sie wandte sich nach der Thüre — der Baron Felbeck trat ihr entgegen.

»Herr Baron!« stöhnte sie und sank auf einen Sessel, und ihre Wangen färbten sich blaß.

»Therese — mein Fräulein!« rief er und seine Rede hatte nichts mehr von jener Entschiedenheit und Zubringlichkeit des ersten Begegnens, sie war mild, bescheiden, vertrauengewinnend sogar — »ich weiß, daß ich nicht soll, daß Sie mir zürnen werden, daß ich Ihrer Abneigung vielleicht nur neue Nahrung gebe durch diesen kühnen Schritt; aber ich vermochte dem Drange nicht zu widerstehen, Sie zu sehen, Sie in der Freiheit zu begrüßen, der Schweregeprüften, dem duldbenden Engel meinen Glückwunsch darzubringen.«

»Ich glaubte, Herr Baron,« sagte Therese mit einer Stimme, der die Thränen zu folgen drohten, »daß meine Leiden, daß mein Unglück, die unverdiente Schmach Ihr Mitleid herausfordern würden! Ich nahm Zuflucht zu Ihrer Großmuth. Was könnten Sie jetzt noch von mir verlangen, das mich nicht beschämen, beleidigen — entehren dürfte?«

»Nichts, nichts, mein Fräulein,« versetzte Felsdeck in demüthigem Tone und blieb festgebannt an der Thüre stehen, »nur eine Minute Gehör, nur eine Frage und dann — dann ein mildes Urtheil! — Therese! ich habe gerungen mit meinen Verhältnissen, mit meinen Gewohnheiten, meinen Leidenschaften;

ich bin Sieger, ich bin ein Aenderer geworden. Ich bin jetzt nicht mehr Ihrer unwürdig. Die Tugend hat mich, ihr verlornes Kind, wieder in ihre Arme geschlossen. Meine Reue ward erhört, meine Bemühung mit Erfolg gekrönt! Jetzt darf ich die Blicke freier zu Ihnen aufschlagen. O, wie viel habe ich gelitten, wie viel gethan Ihetwegen! Ihetwegen —

»Meinetwegen?« versetzte Therese streng, »ich glaubte, Sie seien es Ihetwegen geworden, denn sich waren Sie es schuldig — Ihr unverlangtes Geständniß fordert dies Urtheil heraus, — und der Tugend selbst, dächte ich. Das Opfer verliert an Werth, wenn es gebracht wurde, um einem unbedeutenden Mädchen zu schmeicheln.«

»Wie grausam sind Sie, Therese,« fuhr Felddeck fort, »o, wie unsäglich habe ich während der langen düstern Zeit um Ihetwillen gelitten, wie treu und fest die Neigung für Sie in meiner Seele getragen, in dem zwiefach blutenden Herzen; denn Ihr Verschmähen hat ihm auch eine Wunde geschlagen, welche Anstrengungen habe ich nicht gemacht, Ihr Loos zu erleichtern, Ihre Unschuld an den Tag zu bringen, und wie glaubte und hoffte ich endlich, Ihr Herz zu rühren! und — Sie, Sie noch immer so kalt, vernichten mit einem Blick, schon mit dem ersten Worte meinen jungen Blüthenhimmel!«

— »Für Ihre Theilnahme, Herr Baron, meinen herzlichen Dank. Mehr kann ich armes Mädchen Ihnen nicht bieten. Ihre Anstrengungen habe ich nicht hervorgerufen, sie können darum nicht in die Wagschale meiner Schuld fallen. Was ich am ersten Tage Ihres Begegnens sagte, das muß ich heut wiederholen. Ich schmeichle Ihren Hoffnungen nicht, um Sie zu täuschen; lassen Sie mir meinen Frieden, und Ihre Bekanntschaft wird mir — dann keine herbe Erinnerung gewähren.«

»Therese,« rief er feurig, »ich muß das Entschiedenste wagen, ich muß das letzte Wort schon jetzt aussprechen. Hören Sie mich: Ihr Mißgeschick — o, wie beweine ich es! — hat, wenn gleich unverschuldete, einen düstern Schleier über Ihren Namen, über Ihren Ruf geworfen. Ich verwünsche das Vorurtheil der Menschen, das einmal besteht, und in unverdienter Schmach — doch immer Schmach erblickt. — Ich biete Ihnen meine Hand, biete Ihnen meinen Namen — er ist geachtet im Lande, er wird die Verleumdung erdrücken, die scheelen Blicke zurückscheuchen. Ich verzichte auf die Erbschaft meines Oheims — ich bin reich genug — indem ich die Hand meiner Cousine verschmähe, ich führe Sie in ein fernes, schöneres Land, wo nichts Sie an die finstern Kerker-

stäbe dieser unglückseligen Stadt erinnert: werden Sie die Meinige!“

»Haben Sie herzlichen Dank, Herr Baron!« antwortete Therese in milderem Tone. »Ich glaube an den Ernst Ihrer Worte und ermesse das Opfer, ohne es annehmen zu können. Was mir mein Geschick aufgebürdet, werde ich allein tragen; ich bin zu stolz, einem Andern ganz oder zum Theil die Last zuzumuthen. Ich kann Ihnen nicht Hoffnung heucheln und bin zu ehrlich, Sie zu betrügen. Sie würden meine Hand erhalten, und nicht meine Neigung — ein solches Opfer können, werden Sie nicht verlangen. — Lassen Sie mich meinen stillen Weg gehen,« fuhr sie inniger fort — »Sie werden einen schönern, bessern finden an einer würdigeren Hand. Und da Sie meinen, Gewähren sei so leicht, so gewähren Sie meine Bitte, erfüllen Sie des Oheims Wunsch, werden Sie der Gatte der Ihnen bestimmten Braut. Gewiß ist sie reich an Tugend und an Schönheit!«

»Wir liebten uns als Kinder, als Jugendgespielen — sechs Jahre habe ich sie nicht gesehen, man nennt sie schön und geistreich, sie liebt mich zärtlich; doch was nützt mir dies Alles: ich kann und werde nur Sie lieben, Therese, Sie allein!«

»Und dennoch muß geschieden sein, Herr Baron! Beglücken Sie die Ihnen Auserkorne, erfreuen Sie

den Dheim: dies wird Sie trösten für den vermeintlichen Verlust. Und jetzt noch eine Bitte: Sehen Sie mich nie wieder; betreten Sie nie wieder dieses stille Asyl, das sich meine Leiden aufgesucht, in dem ich meinen Frieden allein zu finden hoffe. Ich beschwöre Sie bei Ihrer Mannesehre, schonen Sie meinen Ruf, den Ruf der Jungfrau, der trotz schwerer Beschuldigung und Kerkerhaft nicht gelitten hat!

»Grausame!« wehklagte Feldeck, »so vermag Sie denn Alles, was ich gethan und erduldet, nicht zu rühren?« —

»Gethan?« wiederholte Therese für sich und ein Gedanke durchschauerte sie. Wie, wenn jener Brief und das Geldgeschenk von Feldeck herrührten, wenn er sich dieser List bedient hätte, um sie zu verbinden? — Aber der Baron selbst verscheuchte alsobald diese aufsteigende Besorgniß, indem er sagte:

»Dann erlauben Sie wenigstens mir, der ich nichts zu hoffen habe, der ich nichts verlangen darf, dem also auch der Dank nicht gebührt, daß ich Ihre Lage verbessern darf, daß ich Sie quälender Sorge enthebe, Sie aus der Dienbarkeit der Menschen befreie. Man ist oft einem Fremden lieber verpflichtet, als Einem, dem man Anspruch auf Gewährung gegeben hat. Man schuldet dem Geliebten nicht gern

etwas Anderes, als die Liebe — anders ist es bei dem Fernstehenden!“

»Auch dafür muß ich Ihnen danken, Herr Baron! Bereits hat eine edle Dame für mich gesorgt, sie hat mir schweesterlich die Hand gereicht und mein Loos so gestellt, daß ich die Demüthigung der Menschen nicht mehr zu besorgen habe, wie Sie sie etwa fürchten.«

»Sie sind unnahbar,« sagte er mit schmerzgepresster Stimme, »von allen Seiten gepanzert mit zehnfachem Erz; so schön, so mild — und doch kein Herz! — Ich gehe, Therese! — ich gehe, mein Fräulein, weil Sie es gebieten. Ich werde Sie nicht mehr verfolgen, wie Sie es nennen, aber ich werde doch nicht aufhören, Sie zu lieben, Sie anzubeten und — zu hoffen. Ich werde an Ihre Grausamkeit gegen mich erst dann glauben, wenn Sie einem Andern, Glücklichen die Hand reichen, und dann erst werd' ich glauben, daß wirklich ein Herz in diesem kalten Busen schlägt. Aber Wehe mir auch dann! — Ich werde Sie meiden, mein Fräulein, wie Sie es verlangen, aber ich werde Sie doch sehen, von ferne sehen und anbeten, wie eine Gottheit, und die Hoffnung soll die Nahrung meiner Seele, der Lebensthau ihrer verschmachtenden Keime sein.«

»Ich reiche Ihnen die Hand,« versetzte Therese

und erhob sich, »friedlich zum Abschied — unsere Bahnen gehen nach verschiedenen Seiten, ich werde segnend nach der Ihrigen zurückblicken, wenn Mitleid und Manneswort Sie bestimmt, die meinige nicht zu verfolgen. Leben Sie wohl!«

Feldeck küßte feurig die dargebotene Hand, indem er rief: »Leben Sie wohl, Grausame! doch nicht für immer, nicht auf ewig; sonst müßte ich in den Tod. Aber — so lange Sie noch frei sind, ringe ich nach Ihnen mit der Verzweiflung des Todes!« — Er stürmte fort.

Therese warf sich in ihr Sopha und trocknete die Thränen, die nunmehr reichlicher ihren Augen entströmten. Das Mitleid für den Scheidenden beschlich ihr Herz, aber die Drohung, nicht von ihr abzulassen, die er zum Schlusse ausgesprochen, beängstigte ihre Seele von Neuem. »Meine Leiden sind noch nicht zu Ende!« sagte sie mit bitterer Wehmuth. —

11.

Willibald.

Wir sind unsern Lesern noch eine Mittheilung über die früheren Lebensverhältnisse des Professors schuldig. Bergold hatte, nachdem er in seiner Vater-

stadt die Universitätsstudien zurückgelegt, sich daselbst habilitirt und in Folge einiger geistreichen naturwissenschaftlichen Schriften eine Professur erhalten. Seine Eltern hatte er frühzeitig verloren; sie hatten ihm, dem einzigen Sohne, ein ziemlich anständiges Vermögen hinterlassen. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne ernsthaft geliebt zu haben. Die Wissenschaft war bis dahin seine Geliebte, seine ewig junge Braut geblieben. Da besuchte ihn ein Jugendfreund, Woldemar Staufer. Dieser hatte sich auf mehreren Universitäten und zuletzt in Spanien, in der Armee Isabellens, herumgetrieben. Jetzt kam er, von Mitteln entblößt, zu seinem Freunde und war entschlossen, sich im Vaterlande eine Existenz zu begründen. Er hatte seine Irthümer durch bittere Erfahrungen bezahlen müssen, der Leichtsinns hatte ihn in eine ernste Schule des Lebens geschickt. Sein reicher Oheim hatte seit mehreren Jahren seine Hand von ihm gezogen und war in letzter Zeit sogar im Begriff, ihn zu enterben, weil er in eine skandalöse Spielergeschichte in einem deutschen Badeorte verwickelt gewesen war. Diesen drohenden Schlag wollte Woldemar abwenden; darum kehrte er in die Heimath zurück, darum beschloß er, eine ernste Beschäftigung zu ergreifen, um die Verzeihung des Oheims wieder zu erlangen. — Willibald nahm den Freund

mit brüderlicher Theilnahme auf, räumte ihm bei sich eine Wohnung ein und öffnete ihm seine Börse. Es freute ihn, daß sein Jugendgespieler endlich seinem abenteuerlichen Leben zu entsagen und ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden entschlossen war.

In der Bellctage desselben Hauses wohnte der Universitätsrichter Dr. Schramm, Vater einer zahlreichen Familie, worunter sich auch zwei erwachsene Töchter befanden, die zwar geistreich, gebildet und liebenswürdig, doch fast alles persönlichen Reizes entbehrten. In dieser Familie verkehrte Bergold am liebsten und häufigsten. Er fand hier zwar keine musikalischen und ästhetischen Soireen, keine Tanzkränzchen und Schaustellungen, dafür aber, wie er sie liebte, eine ernste, wissenschaftliche und doch amuthige Unterhaltung. Die Töchter des Hauses konnten ihm aus dem angegebenen Grunde keine Leidenschaft einflößen, aber sie waren geeignet, Gefühle der Freundschaft und wechselseitiger Achtung auszutauschen. —

Hier führte Bergold auch seinen Freund Woldemar ein. Dieser konnte überall, wo er erschien, nicht verfehlen, im ersten Augenblicke den günstigsten Eindruck hervorzubringen: er war ein vollkommen schöner Mann, geistreich, gewandt in allen Gesellschaftsfor-

men, heiter, unterrichtet, mit einem Anflug von Genialität; man mußte sich gestehen, er sei für die große Welt, für die Parfets der Salons eben so geschaffen, wie für einen einfachen Kreis. Der Leichtsinn, der Anflug von Frivolität, den er hier und da noch zur Schau trug, kleidete ihn überaus reizend, und ließ ihn auch vor ernster richtenden Augen Nachsicht oder Verzeihung finden. —

Nicht lange darnach trat die Tochter des Hofraths Starklof, die schöne Flora, mit den Töchtern des Hauses in eine nähere, freundschaftliche Beziehung. Sie erschien häufig in der Schramm'schen Familie und schien dem Professor, dem ernstern und träumerischen Willibald ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Flora war in der That schön, das Musterbild einer reizenden, üppigen Blondine; sie war aufgeweckt, lebendig, voll Launen, aber auch voll lebenswürdiger Eigenheiten, genial, bis beinahe an die äußerste Schönheitslinie der Weiblichkeit, geistvoll, eine begabte Dichterin. Alle jungen Männer der Stadt machten ihr den Hof, ein Schwarm derselben war bis zum Sterben verliebt in das dreiundzwanzigjährige Mädchen, sie hatte bereits ein Duzend Körbe ausgeheilt, und doch konnte man sie nicht gefühllos, nicht prüde nennen; nur schien ihre Stunde noch nicht gekommen. Den Töchtern

des Universitätsrichters schien es bei der seltsamen Geschmacks- und Geistesrichtung Flora's gar nicht auffallend, daß sie zu dem schweigsamen, schüchternen Willibald eine Neigung gefaßt haben sollte. Und Flora selbst schien dessen nicht Hehl zu machen. Wider Erwarten schien sie der viel imposantere, blendendere, ihrem Wesen mehr entsprechende Woldemar kalt zu lassen, mit ihm war sie stets auf einer Art Kriegsfuß, ihn verwickelte sie in Neckereien und Streitigkeiten, aber gegen Vergold benahm sie sich mit einer gewissen Innigkeit, mit einer scheuen Achtung, die auf ein tieferes Gefühl schließen ließ. Der Letzte, der dies wahrte, war Willibald; schon sprach die halbe Stadt davon, schon bezeichnete man ihn als den begünstigten Anbeter der schönen Flora, schon nannte man sie leise flüsternd seine Braut, und sie selbst ließ dies Alles lächelnd gewähren, sie schien durch ihr Betragen all' diese Vermuthungen mit Fleiß zu bestätigen. —

Willibald hatte noch nie geliebt, liebte vielleicht auch jetzt noch nicht; die neue Wahrnehmung überraschte ihn wie ein Gewitter an blauem Himmel, die gefeierte, schöne, bewunderte, gesuchte Flora liebte ihn! Das war in der That ein Glück, ein seltenes Glück, zu welchem sich von selbst seine kühnsten Wünsche nie verfliegen hätten; zum ersten Mal in

seinem Leben fühlte er Etwas von Eitelkeit, von Stolz in seiner Brust. Die neue Erscheinung war zu blendend, sie mußte ihn überraschen. —

Er vertraute sich seinem Freunde, seinem Stubbennachbar an. Lächelnd hörte dieser die ersten heiligen, schüchternen Geständnisse des Träumers und Lächelnd rieth er ihm, seine schöne Eroberung zu verfolgen.

Aber Wochen und Monate vergingen, ehe er zum Geständniß kam; er wurde noch schweigsamer, in sich gefehrter, beklommener, ihm fehlte der Muth zu dem kühnen Schritte. Ihm schien dies Alles zu viel Glück, und darum füllte es seine Brust nicht mit einer friedfertigen Seligkeit aus, wie er sich dieselbe bei der ersten einzigen und wahren Liebe geträumt.

Als aber selbst die Töchter des Universitätsrichters in ihn drangen, nicht länger den Grausamen und Gefühllosen zu spielen, als sie alle seine Zweifel beschwichtigten, da faßte er einen raschen Entschluß.

Als er am nächsten Abend Flora allein im Garten hinter dem Hause traf, gestand er ihr seine Liebe und warb um ihre Hand.

Flora erblaste und tiefer Ernst lagerte sich auf ihre Stirn. Sie senkte beschämt das Köpfchen und sagte mit leiser Stimme: »Das kommt zu früh —

ich wollte Sie weniger schmerzhaft enttäuschen. — Meine Liebe, Herr Professor, kann ich Ihnen nicht geben, aber um Ihre Verzeihung muß ich Sie anflehen. Ich liebe Ihren Freund Woldemar, längst haben in'sgeheim unsre Herzen einen Bund geschlossen. Um die Welt, um meinen Vater, der bei der geringsten Ahnung eines Verhältnisses mit Woldemar eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihm und mir aufgebaut hätte, zu täuschen: — dazu — verzeihen Sie mir — mußte eine Intrigue mit Ihnen dienen. Hassen Sie mich nicht; Liebe ist erfinderisch und schonungslos, da wo sie verzweifeln will. — Jetzt sind die Hindernisse, welche Woldemar von mir entfernten, beseitigt — er ist mit seinem Oheim ausgesöhnt und darf frei bei meinem Vater um mich werben. — Habe ich Ihnen, Bergold! weh gethan, so tröste Sie das Bewußtsein, daß Sie das Glück zweier Liebenden befördert. Schelten Sie Ihren Freund nicht falsch; er mußte schweigen, denn Sie hätten, als Vertrauter unseres Plans, Ihre Rolle nie so täuschend gespielt, als zur Erreichung unseres Zweckes nöthig war. — Eben wollte ich, um Ihnen nicht wehe zu thun, leise und allmählig alle die Fäden lösen, mit denen ich Sie vor der Welt, und leider auch zu Ihrem eigenen Irrthum, umspinnen, wollte Ihnen den Rücktritt schmerzlos machen —: da über-

raschen Sie mich mit einem Geständniß. Ich glaubte nicht, daß Ihre Neigung schon so tief haften würde. Sie sind ein edler Mensch, Vergold! Verdammen Sie mich nicht, verachten Sie mich nicht.« Sie schwieg — Thränen traten in ihre Augen.

»Ich verzeihe Ihnen, mein Fräulein,« versetzte ernst und feierlich Willibald, »ich hasse Sie darum nicht, aber Sie haben für mein ganzes Leben das Mißtrauen in meine Brust gesät, das ich vielleicht niemals werde wieder daraus entfernen können. Und wie vieles Unrecht gegen gute, edle Menschen ist dann verschuldet?! Ich zürne Ihnen nicht wegen meiner Täuschung — sie schien Ihnen nothwendig, sie diente Ihnen als Mittel zum Zwecke, aber daß sie gerade mich, den Harmlosen, den Freund Ihres Geliebten, den Mann, von welchem keine Aufforderung zu diesem Gaukelspiele ausging, wählten, daß mich der Fluch des Lächerlichen treffen muß, so unverschuldet, das ist hart!«

Flora faßte seine Hand und sagte in schmelzendem Tone: »O nein, nein, Vergold! die Welt soll von Ihrem Geständnisse nichts erfahren, sie soll glauben, daß Sie mit im Bunde gewesen, daß Sie großmüthig um des Freundes willen die Hand selbst zu diesem Spiele geboten und edelmüthig und voll

Selbstverleugnung die Rolle übernommen, und so unser Glück gegründet haben.«

»Leben Sie keine unzeitige, keine überflüssige Großmuth, mein Fräulein! Was mir geworden, weiß ich zu tragen. Ich kann nicht lügen — und warum Sie des Triumphes berauben? Sie sollen um meinetwillen nicht darauf verzichten. Die Welt soll es von mir selbst erfahren, daß ich mich von Ihnen geliebt wähnte, daß ich um Ihre Liebe geworben, daß Sie meine Hand verschmäht, weil Ihr Herz einem Andern bereits gehörte. Es ist dies ein Irrthum, wie jeder andere, und über den Irrthum ist kein Sterblicher erhaben.«

Er küßte ihre Hand, verbeugte sich kalt und ließ sie allein.

Denselben Abend noch fuhr er auf's Land; er wünschte seinem Freunde nicht zu begegnen. Da er kurz darnach durch den Tod seiner Großtante in den Besitz einer großen Erbschaft gelangte, legte er sein Amt nieder und verließ seine Vaterstadt.

— So sehen wir ihn an dem Orte unserer Erzählung erscheinen, menschenschen, mißtrauisch, verschlossen, früh gewarnt vor der Gesellschaft durch eine herbe Erfahrung und zehrend an der bitteren Erinnerung, verletzt durch den Schein der Lächerlichkeit, getäuscht von einem treugeglaubten Freunde und

einer zauberischen Kofette. Und doch war sein Herz zu edel, als daß er die eigene Erbitterung der Menschheit hätte entgelten lassen können. Ungetrübt strömte der Quell des Wohlwollens in seiner Brust, die herben Tropfen waren nur für ihn.

Flora ward Woldemars Gattin. Aber schon nach einem Jahre, nachdem Woldemar den Oheim beerbt hatte, mußte sie ihre Wahl beweinen. Woldemar, jetzt im Besitz der Erbschaft, kehrte zu seiner nur nothgedrungen aufgegebenen Leidenschaft, zum Spiele zurück — er verlor in einer Saison zu Wiesbaden Alles, selbst Flora's Vermögen, verließ sie und lief in die weite Welt. Man sagte, er sei auf einem Ostindienfahrer nach Batavia gegangen. —

— Als Willibald durch eine Verkettung seltsamer Umstände Theresen kennen und das seltene Mädchen erkennen lernte, da gab er nur zaghaft seinen Gefühlen Raum, da wollte er den ersten, gleich so mächtigen Eindruck ertöden in seinem Herzen, da fühlte er freilich, daß er jene Flora nicht geliebt, daß aber Theresen seine erste und einzige Liebe sein würde, da bebte und zitterte er vor einer neuen Enttäuschung, vor einer neuen Beschämung, mehr doch aber zitterte er vor der Möglichkeit, daß Theresen ihn nicht lieben könnte, denn er liebte sie bereits unsäglich, ihr Verschmähen würde seine Lebenskraft gebrochen haben. —

Noch denselben Abend besuchte er Theresen und verweilte in traulichem Gespräche länger bei ihr. Die alte Beate empfing und behandelte ihn wie einen Heiligen, wie ein höheres Wesen, Therese war schüchtern, bekümmert, aber freundlich wie ein Maiabend. Er hatte sie um ihr Vertrauen gebeten, sie zeigte ihm daher den Brief ihrer unbekanntenen Wohlthäterin und sprach ihre Freude über solch' wohlthuende Theilnahme in begeisterten Worten aus. Seine Blicke haften während dessen voll inniger Wonne an den ihrigen und ein Seufzer hob leise seine Brust. — Aber den Besuch Feldecks verschwieg sie, zu diesem Geständnisse gebrach es ihr noch an Muth. Sie hätte ja dann von Liebe zu ihm sprechen müssen, er hätte vielleicht nach dem tiefern Grunde ihrer Abneigung geforscht, und sie hätte sich verrathen. —

12.

Emilie.

Am andern Morgen war Therese allein in ihrem Zimmer; es pochte leise an die Thüre und eine elegant gekleidete Dame trat herein. Sie schlug den Schleier zurück und blieb, Theresen betrachtend, am Eingange stehen. Es war eine schlanke, hochgewachsene

Blondine, etwa vierundzwanzig Jahre alt, zwar schwächlich in ihren Formen, aber voll Ebenmaß, Harmonie und Liebreiz.

»Sie sind,« sagte sie, nachdem sie eine geraume Weile gestockt und Therese ihr einen Schritt entgegen getreten, »das Fräulein Halling?«

»Ja,« versetzte Therese, »was wünschen Sie?«

»Sie sind,« fuhr die Fremde verlegen fort, — »ja, Sie sind ein schönes Mädchen!«

»Kommen Sie blos,« erwiderte Therese lächelnd, »um mir dies zu sagen? Sie werden wissen, mein Fräulein, daß wir Komplimente nur aus dem Munde von Männern erwarten.«

»Ach, mein Kind,« rief die Fremde in peinlicher Hast, trat vor und warf sich in das Sopha — »ich kam, um Sie auszuforschen, um eine Rolle bei Ihnen zu spielen, um mich zu verstellen, und jetzt — fühle ich, muß ich Ihnen Alles gestehen: ich habe keinen Muth, Sie zu täuschen. Sie sind es, um deren willen mich Felbeck verschmäht; ich bin Emilie Wallborn, oder von Wallborn, wenn Sie wollen, seine Cousine, die ihm der Dunkel zur Gattin bestimmt hat. Ich liebe ihn trotz aller Zurücksetzung noch — wir waren Jugendgespielen, wir galten schon als Kinder für ein Paar — vor sechs Jahren etwa sah er mich wieder, doch nur flüchtig — ich konnte da

keinen tiefern Eindruck auf ihn machen; aber von meiner Kindheit an war ich daran gewöhnt, zu glauben, daß ich keinen andern Mann als ihn würde lieben können. Und der Widerstand hat meine Neigung nur erhöht, meine weibliche Eitelkeit ist verletzt, er verschmäht mich, ohne mich beinahe gesehen zu haben, verschmäht mich um Ihretwillen — und freilich — Ihnen, mein Fräulein, muß ich weichen: Adolph hat Recht, Sie sind schöner. Ich kam also — meine Nebenbuhlerin kennen zu lernen, die ihre Leiden eben so interessant machen, als sie reizend ist. Adolfs Abneigung thut mir wehe, aber ich werde gehen und — Ihnen nicht zürnen.«

»Mein verehrtes Fräulein,« versetzte Therese liebevoll und ein Hoffnungsstrahl tauchte in ihre Seele nieder, »Sie sind so rasch aufrichtig gewesen: gut — ich kann es auch sein. — Ich liebe Ihren Geliebten, mein Fräulein, nicht; ich habe ihm dies beim ersten Begegnen gestanden, ich habe ihm noch gestern jede Hoffnung benommen. Er verfolgt und peinigt mich durch eine Leidenschaft, die ich nicht erwidern kann, nie erwidern werde. — Ich bin also Ihre Nebenbuhlerin nicht; was sich zwischen Sie und ihn stellt, ist nur sein Eigensinn, der ihn glauben macht, er dürfte endlich doch meinen Widerstand besiegen, meine Abneigung bewältigen. Aber

ich weiß eben so bestimmt, hätte ich sofort seinen Liebesbethenerungen Gehör gegeben, er wäre längst enttäuscht, hätte mich längst wieder verlassen. Nur die verschmähte Liebe reizt seine Anstrengungen!«

»Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen,« rief Emilie lebhaft; »er war flatterhaft, leichtsinnig, treulos — ja, ausgelassen, sehr ausgelassen, daß sein Ruf darunter litt; aber er ist ein Anderer, er ist besser, er ist ein Mann geworden, und diese Umwandlung verdankt er Ihnen, er hat dies Alles dem Dunkel geschrieben, geschrieben, daß auch ich es lesen sollte. Seine Leidenschaft zu Ihnen muß eine gewaltige sein, da sie eine solche Umwandlung hervorbringen konnte. Und ich kann ihm das gar nicht verargen; denn wär' ich ein Mann, ich liebte Sie auch; darum aber ist für mich wenig zu hoffen.«

»Ich schwöre Ihnen aber zu,« versetzte Therese, »daß ich seine Leidenschaft nicht theile, nie theilen werde, daß sie mich belästigt, unglücklich macht. Ich bin also Ihre Nebenbuhlerin nicht; der Platz Ihnen gegenüber, mein Fräulein, ist frei, Sie können ihn einnehmen, unbehindert durch meine Persönlichkeit. — Sie sagen, er habe Sie seit sechs Jahren und da auch nur flüchtig gesehen. Wenn er Sie jetzt sieht, mein Fräulein, wird er Sie lieben müssen! Er

wird der Ihrige werden, wenn ihn auf die Dauer mein Widerstand erbittert hat.“

»Also Sie lieben ihn wirklich nicht?« rief Emilie freudig, »dann erlauben Sie mir, daß ich Sie küssen darf. Sie sind ein Engel! Ja, wenn Sie ihn liebten — dann hätte ich gar nichts zu hoffen: mit Ihnen könnte, würde ich nicht in die Schranken treten. — Es wird Ihnen, meine liebe, neue Freundin, seltsam, unmädchenhaft sogar vorkommen, daß ich den Geliebten verfolge, daß ich ihm so zu sagen meine Hand aufdringe; aber beurtheilen Sie mich nicht zu rasch, nicht nach dem Schein! — Ich und der Onkel haben uns seit Jahren eingeredet, daß wir Zwei — nämlich Adolf und ich — einander angehören, einander lieben müssen, daß unsre Seelen von Gott für einander bestimmt seien, daß wir jedenfalls glücklich werden würden. In dieser Gewißheit ertrug ich auch seine lange Abwesenheit, verzichtete auf alle die Zärtlichkeiten, die ein junger Mann seiner Braut doch eigentlich schuldig ist. Der Onkel meinte, er müsse erst austoben, und ich meinte das auch. Als nun mein Oheim durch seine Freunde erfuhr, wie sehr sich Adolf zu seinem Besten geändert, wie er ein Mann von Besonnenheit und geregelttem Lebenswandel geworden, wie er allen Leidenschaften entsagt und alle Verführung gemieden, da dachten wir, es geschehe

um unfertwillen, denn es nahte die Zeit, wo er nach des Oheims Bestimmung sich mit mir vermählen sollte. — Denken Sie sich aber unsre Ueberraschung, theure Freundin! als wir durch ihn, durch Adolf selbst erfuhren, daß nicht Pflichtgefühl, daß nicht eigene Ueberzeugung dieses Wunder bewirkt habe, daß dies Alles nur aus Liebe zu Ihnen geschehen sei, als er schrieb, daß er auf meine Hand verzichte und nur Ihnen und keiner Andern je angehören wolle. — Der Dunkel war sofort entschlossen, ihn zu enterben und sein ganzes Vermögen mir zuzuschreiben; aber ich will, ich kann es ohne Adolf nicht besitzen. — Kränkend mußte es für mich sein, von ihm mich verschmäht zu wissen, und ich zürnte ihm nicht wenig, auch Ihnen, von der ich glaubte, sie hätten ihn listig umgarnt, mir ihn tückisch entrißen. O ich habe viele Thränen vergossen, liebe Freundin, und auch oft daran gedacht, mich zu rächen. — Jetzt aber, wo ich weiß, daß Sie ihn nicht lieben, daß kein Schwur und keine Verbindlichkeit ihn fesselt, sondern nur Eigenwille, jetzt soll er mich sehen, jetzt soll er mir sagen, weshalb er mich verschmäht, weshalb ich ihm nicht gefalle. O, ich will seinem Betragen Stolz entgegensetzen — ich will ihn peinigen! Glauben Sie nicht? — Oder wie, wie meinen Sie, Liebes gutes Mädchen, wie kann ich seine Neigung wieder gewinnen,

wie erscheine ich ihm interessant, wie wünschenswerth? O helfen Sie mir den Ungetreuen zu bestrafen, Sie wissen es, wir Mädchen lassen uns nicht gern einen Sieg entreißen. Rathen Sie!»

»Ich soll Sie,« versetzte Therese lächelnd und eine zarte Röthe flog über ihre Wangen, »in der Kunst der Liebe unterrichten, mein Fräulein? Ich bin jünger als Sie und habe selbst noch nicht geliebt. — Ich kann Ihnen nur rathen, was ich aus Anderer Erfahrung weiß. Liebe gewinnt, wer den geliebten Gegenstand unaufgefordert und ohne daß dieser die Duelle kennt, mit Aufmerksamkeit, mit sinniger Zärtlichkeit überhäuft, wer ihn wie ein wohlthätiger Schutzgeist umgibt, ihm ein süßes Geheimniß ist, das sich erst entschleiert, wenn all' diese Opfer und Huldigungen eine Neigung schon erregt haben. — Stolz und ein keckes Herausfordern dürfte bei dem Baron wirkungslos bleiben, wie ich ihn kenne; er würde Sie nur wie ein neues Hinderniß in der Befolgung seines noch nicht aufgegebenen Planes betrachten; sein Herz würde sich Ihnen nur immer mehr entfremden. — Darum, wenn es nicht zu spät ist, verheimlichen Sie ihm Ihre Gegenwart —.«

»Er ahnt nicht,« unterbrach Emilie, »daß ich hier bin, nur der Oheim weiß von meinem Schritt und hat ihn gebilligt. Er glaubte, ich würde meine Rolle

gut spielen — ich sollte Ihnen nämlich — nun kann ich ja Alles sagen — Adolfs Liebe abwendig machen; doch als ich Sie sah und glaubte, auch Sie liebten Adolf, da gab ich mich überwunden. Ich denke kaum, daß er mich wieder erkennt.“

»Desto besser,« fuhr Therese fort, »dann umschweben Sie ihn wie eine wunderthätige Fee, drängen Sie sich nicht zu oft in seine Nähe, doch so oft es auch geschieht, muß dies absichtslos scheinen. Haben Sie seine Aufmerksamkeit erregt, dann ziehen Sie sich zurück und — er wird Ihnen folgen. — So that ich es, in der Absicht ihn zu fliehen, nicht ihn zu fesseln. Nur der Widerstand ist's, der ihn reizt. Sie müssen für ihn ein halbes Geheimniß bleiben, Sie müssen ihm verstoßen, heimlich Aufmerksamkeiten erweisen, er mag die Geberin ahnen und doch nicht sie zu nennen wagen. Diese Ungewißheit wird ihn peinigen. — Ach, ich thörichtes Kind spreche zu Ihnen wie eine Lehrerin, und weiß nur, daß dies Alles allenfalls so sein könnte. Ich glaube nur, daß ihn schnelle Hingebung nicht fesseln würde. Sie müssen längere Zeit für ihn ein süßes Räthsel bleiben. — Und das Uebrige, mein Fräulein! überlassen Sie Ihrer Schönheit — der wird er endlich nicht widerstehen. Er wird zuletzt bereuen und beschämt darüber, daß er Sie verschmähen konnte, liebestehend zu Ihren Füßen sinken.«

»Das wird gehen,« rief Emilie, »das wird herrlich, und wenn Sie mich unterstützen, muß es auf jeden Fall gelingen!« Sie warf sich an Theresens Brust und küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit, dann sprang sie fröhlich im Zimmer auf und nieder, bis sie erschöpft in's Sopha sank.

Diese ganze Unterhaltung wurde von Emilien mit einer Lebhaftigkeit und in einem Tone, der zwischen Weinen und Lachen schwankte, geführt, was eben so drollig war, als es das Mädchen liebenswürdig machte. Auf den ersten Blick schien Emilien's Charakter ein Gemisch von Gemüth und Leichtfinn, ihre Naivetät konnte man in einzelnen Momenten für albern halten; aber dies war es nicht, es lag eine unendliche Gutmüthigkeit, eine ewig frohe und frisch- quellende Laune zum Grunde. Das Mädchen hatte sich auf dem Lande ihren ursprünglichen Humor und die Natürlichkeit ihrer Gefühlsäusserungen erhalten. Theresens erste Erscheinung nahm ihr ganzes Vertrauen ein; doppelt erfreut, daß sie der lästigen Rolle der Verstellung überhoben war, ward sie doppelt hingebend und mittheilend.

In Therese glaubte Feldeck die frische unentweichte, geheimnißvolle Waldblume gefunden zu haben, gepflanzt von Elfen, aufgewachsen unter Märchen, umwebt von Träumen und Ahnungen. Emilie war eine

frische Bergesblume, keusch, unentweih't, der lustigen Höhe entsprossen, kräftig, rosig, mit den Wolken und Sternen vertraut, auch mit den Stürmen, mit Schauer und Winterfrost. Sie war für Adolf, den blasirten Adolf, der nur die Liebe der Städterinnen kannte, in ihrer Art eine eben so reizende, weil seltene Erscheinung, wie Therese. —

»Meine Freundin!« fragte Emilie, »sagen Sie mir aufrichtig, besucht Sie Adolf öfter, muß ich nicht befürchten, hier mit ihm zusammenzutreffen, oder wäre dies wünschenswerth?«

»Er war gestern,« entgegnete Therese, »zum ersten Male hier und wie ich hoffe zum letzten Male; denn dringend bat ich ihn, meines Rufes zu schonen, und ein Mal schon fügte er sich meinen Bitten. Er wird nicht kommen, aber die Verfolgung seines Planes wird er auch nicht aufgeben. Sie können ungeschont bei mir erscheinen; doch hüten Sie sich, ihm absichtlich in die Augen zu fallen.« —

»Ich will in Allem,« rief Emilie, »Ihre gelehrige Schülerin sein. Ein Korb ist fatal, aber ich werde ihn leichter verschmerzen, wenn ich weiß, warum; denn so muß ich immer noch glauben, daß ich ihm doch gefallen könnte. Aber — jetzt leben Sie wohl, meine neue theure Freundin! Ich muß mich an meinen Plan machen. Bald sehen Sie mich wieder.« —

Sie erhob sich, küßte Theresen herzlich und eilte fort.

13.

Geständniß.

Nach einigen Tagen erhielt Therese abermals einen liebevollen Brief von ihrer unbekanntem Gönnerin, der zugleich eine Anweisung auf eine neue Geldsumme einschloß. Sie saß gerade an ihrem Arbeitstisch, hinter der bergenden Blumenhecke des Fensters, Gesundheit und Seelenfrieden hatten ihre Wangen mit frischen Rosen angehaucht. Als sie das Couvert löste und der Inhalt herausfiel, warf sie einen dankbaren Blick zum Himmel empor. Hatte doch ihr Geschick so wunderbar, so gnädig sich gewendet, und dies Alles wäre nicht gekommen ohne jene Schreckensnacht, ohne die herbe Prüfungszeit. Die edle Freundin versprach mit Anfang des Herbstes bestimmt wieder in die Stadt zurückzukehren und sich ihr zu erkennen zu geben. Therese hatte bisher kaum den dritten Theil der ersten Liebesgabe verwendet; die neue Sendung machte sie so reich, daß sie hätte verschwenden können. Aber sie hatte keine Neigung für Glanz und Tand; ihre Kleidung, wenn auch erneuert, war die vorherige bescheidene geblieben und Bedürfnisse außer ihrer

trauten Wohnung kannte sie nicht. Diese schloß ihren Himmel ein, zumal da in den Abendstunden öfter Vergold erschien und immer traulicher werdend auch ihr jungfräuliches Vertrauen, wie lichte Blumenkeime aus der Brust hervorlockte. Wenn er schied, war ihr so unendlich wohl — doch bald darnach, in den einsamen Stunden auf ihrem Lager wieder so unendlich weh. Auch in diese engelreine Brust goß die erste Liebe den Strahl der süßen Wehmuth, die Gedanken an Himmel und Tod herab.

Lebhafter freute sich die alte Beate des neuen Wohlstandes, wortreicher erging sie sich in ihren Dankesäußerungen gegen die unbekante Wohlthäterin, während sie nicht unterließ, das neue Glück als eine wohlverdiente Belohnung des Himmels zu bezeichnen, welche der Tugend ihres Kindes wohl gebührte. Die Alte verzüngte sich in der That und hatte nur in einem Dinge zu mäkeln, daß Therese auf das Entschiedenste widerstrebte, von dem vielen Reichthum einen vernünftigen Gebrauch zu machen, das heißt: sich Putz und Schmuck anzuschaffen. —

Nicht lange darnach erschien Emilie. »D, ich habe Ihnen Vieles zu erzählen — liebes Kind,« begann sie mit geläufiger Zunge; »ich habe ihn gesehen — er mich auch. Er hat mich richtig nicht erkannt, — das ärgerte mich beinahe, aber es war mir lieb

für meinen Plan. — Das erste Mal war's im Theater: ich saß in der Prosceniumsloge — er gegenüber im Cerele, er richtete mehrmal während des Stückes seine Vorgnette auf mich. So ganz häßlich muß ich also nicht sein; ich bin überzeugt, daß ich jedesmal roth wurde. Das zweite Mal war's auf Pellosi's Villa, wo Donnerstag große Harmoniemusik ist. Auch da fixirte er mich und ließ 'durch die zweite, dritte Person sich bei der Dame, in deren Begleitung ich mich befand, nach mir erkundigen. Sie nannte mich ein Fräulein Alfenreuth aus Westphalen: dafür gelte ich nämlich hier. — Eine Art Eindruck habe ich also auf ihn gemacht, aber freilich keinen starken; denn früher, sagte man mir, war er viel rascher hinter seinen Eroberungen her. Ach, Sie müssen noch recht tief in seinem Herzen wohnen! — Und recht blaß sieht er aus — das thut gewiß der Liebesgram.«

»Nur Ausdauer, theure Freundin!« versetzte Therese, »und er wird zu Ihren Füßen liegen. Mein Widerstand wird endlich seinen Stolz verlegen und dies erträgt kein Mann.«

»Uebermorgen,« fuhr Emilie fort, »ist sein Geburtstag, da habe ich mir eine List, das heißt eine Ueberraschung ausgedenkt. Anonym, daß er auch nicht die geringste Vermuthung hegen kann, daß er sich den Kopf zerbrechen soll, sende ich ihm einen

Strauß weißer Camellien und dazu ein Gedicht. Ich muß Ihnen nämlich vertrauen, daß ich auch Gedichte mache, keine so schönen freilich wie Betty Paoli, aber der Onkel sagt, in unseren Taschenbüchern erschienen viel schlechtere als die meinigen. Ihnen freilich, Ihnen kann ich es nicht zeigen, vor Ihnen schäme ich mich! Fürchten Sie nicht, daß etwa eine Liebeserklärung darin ist, daß ich zu rasch zu Werke gehen könnte. Es sind nur schwesterliche, freundschaftliche Gefühle angedeutet. Ich lasse die blassen Blumen nämlich sprechen, daß wenn seine blassen Wangen wieder die Freude frühroth färben wird, auch ihre Kelche sich mit Purpur schmücken werden und so weiter. — Sie lachen mich aus? — Aber, was mir einfällt: wenn er etwa annimmt, Blumen und Verse kämen von Ihnen, und nur noch heißer in Liebe entbrennt?»

»Nein, mein theures Fräulein!« versetzte Therese mild lächelnd, »nach dem, was vorgegangen ist, wird er dies nicht glauben. Und was beabsichtigen Sie noch weiter?«

»Mehrere Tage darnach, wenn er vergebens sich Mühe gegeben hat, die Geberin zu erforschen, erscheine ich zufällig mit einer weißen Camellie auf der Brust. Ich wette, diese List zaubert ihn in meine Nähe. In der Liebe sind die Männer neugierig wie Weiber. Er wird die Lösung des Räthsels bei mir

finden wollen und — ich, ich werde schweigen, ausweichen, räthselhaft bleiben, noch räthselhafter werden — bis ich ihm vielleicht — interessant werde. Denn vor allen Dingen wurden Sie ihm ja interessant durch Ihren Stolz, Ihre Beharrlichkeit, und darum liebte er Sie. — Doch ganz zuletzt erst, wenn ich sein Liebesgeständniß habe, soll er erfahren, daß ich seine, daß ich die ihm fatale Cousine und bestimmte Braut bin.«

»Der Plan ist gut,« versetzte Therese; »ich selbst weiß, wie unverhoffte, heimliche Theilnahme erfreut und — beglückt —!«

»D erzählen Sie!« rief Emilie.

— »Der Brief jener Dame« — antwortete Therese nach einigem Besinnen, »mit dem Geschenke, wovon ich zu Ihnen sprach —«

»Ja — ja! aber jetzt leben Sie wohl — ich muß fort. Ich bin sonst nicht das ruhigste Wesen von der Welt, aber vollends nun hat mich mein Zustand in eine Unruhe versetzt, daß ich mich eine mythische Person dünke, die in eine Zitterpappel verwandelt worden.«

Und hastig, wie sie gekommen, stürmte sie fort.

Es vergingen mehrere Tage, da erschien Feldeck urplötzlich wieder unter Theresens Fenster, verweilte stundenlang, blickte empor, ging auf und ab, belauerte Beaten und versuchte es abermals, derselben Briefe an ihre junge Gebieterin aufzubringen.

Therensens bemächtigte sich nunmehr mit der wiederkehrenden Unruhe bitterer Mißmuth, der endlich einem gerechten Unwillen Platz machte. Sie beschloß dem Professor Alles zu gestehen, und seinen Rath, seine Hilfe gegen den lästigen Dränger anzurufen.

Am Abend erschien Willibald bei ihr. Er war zum ersten Male mit ihr in ihrem Gemache allein — Beate hatte ein Geschäft in der Nachbarschaft. Therese saß auf ihrem erhöhten Plaze am Fenster, er hatte auf einem Stuhle unter ihr Platz genommen. Jetzt, wo sie sich allein ihm gegenüber fand, stockte und zitterte sie, ihm ihr Geständniß abzulegen. Er erzählte von einer romantischen Fahrt auf dem Rheine in einer zauberischen Mondscheinnacht. In der Wärme des Gespräches, bei der Schilderung der angestaunten, tiefempfundenen Naturschönheiten, hatte er ihre Hand erfaßt und starrte empor in ihre Augen, so mild und traut, so freundlich wie der Mond. Es folgte eine stumme Pause. Da faßte sich Therese und sagte:

„Herr Professor — verehrter Freund! Sie verlangten in einer schönen, unvergeßlichen Stunde volles Vertrauen von mir, ich gelobte es und — ich, ich habe es aus kindischer Scheu Ihnen noch nicht gezollt. Verzeihen Sie! Aber jetzt sollen Sie Alles, Alles erfahren, was meine Brust noch belastet, was mich quält und ängstigt.“

Und nun erzählte sie ihm mit raschen Worten, oft von Thränen begleitet, Alles, was ihr seit Feldecks erstem Erscheinen bis auf den heutigen Tag begegnet, und schloß: »Wie ich es so oft beweint, daß mir in keinem Vater, keinem Bruder, keinem Verwandten ein Beschützer zur Seite steht, so flehe ich Sie um Ihren Schutz an gegen meinen Dränger, den ich nicht lieben kann, nie lieben werde!«

»Therese!« rief Vergold feurig und nahm wieder ihre Hand in die seinige, »verlangen Sie, daß ich mit den Waffen ihn zur Rechenschaft ziehe und — «

»Nein, um Gotteswillen!« bat das Mädchen, »keine Gewalt, keine neue Scene des Schreckens — soll ich zum zweiten Male das Kind des Unheils sein?«

»Und dann — « stockte Vergold — »dann könnte er wohl erst fragen, mit welchem Rechte — ich kann Ihnen das nicht so deutlich sagen — mir fehlte die Bestätigung meiner Ritterpflicht. — Therese!« fuhr er nach einer langen Pause fort — »Sie müssen sich vermählen — so viel Tugend und Schönheit wird stets der Verfolgung ausgesetzt sein. — «

Sie entzog ihm die Hand und drückte sie vor ihr Gesicht, ihre Thränen brachen darunter hervor. »Nein,« sagte sie in langen Absätzen und kaum hörbar — »heirathen und — wen? Nur ihn, den Schrecklichen, nicht!« — Es erfolgte wieder eine stumme

Pause, unheimlich fast in der Dämmerung, welche das Gemach erfüllte.

»Therese!« rief jetzt Bergold, es war als ob ihm ein Feuerstrom die Brust sprengte, »wenn ich es wagen dürfte, wenn ich Ihnen diese redliche Hand böte. — Therese, ich liebe Sie unbeschreiblich.«

»Sie — Sie, Willibald?« kreischte sie wonnestrunken auf, »um Gotteswillen! ja — ja!« und sank in seine Umarmung.

»Also, Sie lieben mich, Therese?« jubelte er und glitt auf seinen Stuhl und hielt das wonnige Mädchen auf seinem Schooße — »Du liebst mich, Du Engel meines Lebens?«

»Schon lange,« flüsterte sie und umschlang ihn und barg ihr glühendes Antlitz an seiner Brust — »seit jener Nacht —.«

»Seit jener Nacht?!« wiederholte er; »heiliger Gott, also war es doch kein Traum. Du warst der lichte Engel an meinem Lager, Du selbst, als mein Leben mit dem Tode rang? Und Du hast geschwiegen, Therese, und ein Wort konnte Dich von Dual und Schmach und Leiden erretten! Und ich, ich hielt's für einen Fiebertraum, weil Du schwiegst, und wollte durch ein unbedachtes Wort nicht Deinen reinen Namen trüben. O Therese, warum hast Du geschwiegen! — ich hätte Dich als meine Braut aus

der Kerker nacht geholt. — Das hast Du um mich gelitten; Du Engel! ich bedarf einer vierfachen Lebensdauer, als sie Gott den Menschen beschieden, um Dir das Alles zu vergelten —!»

— »Von jedem andern Manne, den ich nicht liebte, hätt' ichs gestanden, doch nicht von Ihnen, Willibald! Wie konnte ich vor den Richtern von meiner Liebe sprechen, die damals doch nur die meinige war, die ich mir kaum selbst zu gestehen wagte? O, ich wäre vielleicht mit ihr gestorben — wenn nicht Dein Wort zuerst —. Ich wagte es ja nicht, aufzublicken zu Dir, mein Willibald!«

»O, Du warst damals auch schon meine Liebe, Therese. Jetzt sei auch Dir Alles gestanden. Ein Kleinwenig hab' ich Dich doch auch verdient. Deine Befreiung, die Entdeckung des Verbrechens ist zum Theil mein Werk. Ich bewehrte den Arm, der den Mörder aus seinem Dunkel hervorzog. O, ich habe unsäglich gelitten, da ich Dich elend, schuldlos leidend wußte.«

— »Und ich, Willibald!« rief sie und schlug die Augen zu ihm empor und drückte den ersten Kuß auf seine Lippe, »habe noch immer nicht genug gelitten, um dieser Seligkeit, um Deiner Liebe würdig zu sein!«

»Jetzt, Therese!« rief Willibald, »laß Deinen Dränger kommen, ich will ihn vernichten kraft meines Rechtes.«

»D jetzt,« versetzte sie lächelnd und strich sich die Thränen aus den Augen, »jetzt schütze ich mich selbst; ich bin ja — Deine Braut.«

»Ja, meine Braut,« jubelte er, »und meine Geliebte im Leben und Sterben. Es ist mir wie ein seliger Traum, der zur Wirklichkeit geworden. Im rauhen einsamen Thale, in schlichter Umgebung fand ich eine Rose, wie sie kein König der Erde in seinem Prunkgemache hat.«

Er hielt sie lange an seine Brust gepreßt — da nahte von Außen der scharrende Tritt Beatens, das Mädchen flog von seinem Schooße empor.

Die Alte trat ein. »Guten Abend, Beate!« rief ihr Vergold mit lauter, lustiger Stimme entgegen.

»Mein Gott!« versetzte diese befremdet — »Sie hier, Herr Professor — so allein — und kein Licht!« — Sie ging an den Schrank und zündete die Lampe an.

Theresens Locken waren wirr, ihr Antlitz glühte wie eine Rose — sie suchte es der Alten zu verbergen, sie fühlte den Vorwurf in ihrem Worte.

»Ich blieb freilich lange,« fuhr die Alte fort, indem sie die Liebenden von der Seite spähend zu betrachten suchte, »aber Sie wußten doch, wo das Feuerzeug steht, Therese, und der Herr Professor — so allein!«

»Ja, gute Beate!« lachte Vergold, »wir mußten allein sein zu dem, was wir uns zu sagen hatten,

und auch im Finstern; sonst hätten wir wohl heut noch nicht den Muth dazu gehabt. Ich nannte Theresen meine Braut, sie sagte Ja und darüber, Mutter, wirst Du ihr doch nicht zürnen!?“

»D du meines Heilands Güte!« freischte die Alte auf und fiel wie ohnmächtig in's Sopha, aber nicht lange, ihre Redseligkeit brachte sie schnell wieder auf die Beine und sie überflutete das liebende Paar, das sich selig lächelnd umschlungen hielt, mit Glückwünschen und Segenssprüchen. »Das also hätte sich gemacht,« schloß sie, »ohne schöne Kleider und ohne Schmucksachen; ganz anders, als ich dachte.«

»Das haben die Herzen gemacht,« sprach Vergold, »und der Himmel hat esgefügt und gesegnet!«

14.

Frühzeitig am folgenden Morgen stürzte Emilie in Theresens Zimmer. »Alles ist glücklich abgelaufen,« rief sie und warf sich in das Sopha, »bis auf die Hauptsache. Seit acht Tagen schon trage ich eine weiße Camellie an der Brust und kann meinem Untertreuen nirgends durch Zufall begegnen; wenn ich mich ihm nicht gerade entgegendrängen will, so vergeht die Zeit, sein Interesse schwindet und mir geht der Effect verloren.«

11 *

Therese hatte soeben durch ihre grüne Blumenwand einen Blick auf die Straße geworfen. Unten stand Feldeck und blickte zum Fenster empor. Sie rief Emilien herbei. »Er ist es!« sagte diese und erblaßte. Der Baron sah zu Boden, dann trat er zögernd einen Schritt vor; endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und stürmte in das Haus. »Er kommt!« rief Therese und zog Emilien zurück vom Fenster, »rasch hinein in's Nebenzimmer; Sie sollen Alles hören und erscheinen, wenn ich Sie rufe.«

Emilie verschwand, Therese setzte sich auf ihren Platz im Fenster, gleich darauf trat Feldeck ein.

Therese erhob sich und sagte streng und scharf: »Herr Baron — Sie wagen es!?!«

Feldeck blieb an der Thüre stehen, er war sichtbar verlegen und sagte im schwankenden Tone: »Ich weiß, was Sie sagen wollen — ich verdiene Ihren Zorn. Es ist gewiß nur ein Wahn, der mich hierher treibt. Aber ich ertrage die Marter dieser Ungewißheit nicht länger — ich muß erliegen! Ein schwacher Hoffnungsschimmer, ein Wahn läßt mich glauben, daß ich endlich doch vor Ihren Augen Gnade gefunden; daß meine Leiden Ihr Mitleid endlich doch hervor gelockt — daß Sie aus Erbarmen —; o Sie sind ja ein Mädchen, Sie müssen ein weiches Herz haben. — — Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie,

Kamen Blumen, die ich erhielt, und ein Gedicht der Milde, kam es aus Ihrer Hand? Könnte ich hoffen?“

„Die Spenderin selbst soll Ihnen Antwort geben,“ versetzte Therese und öffnete die Thüre; Emilie trat herein.

„Hier“ — sagte sie, „Ihre Cousine Emilie, Ihre — Braut!“

Wie ein Blitz streifte diese Erscheinung den Baron, aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht gänzlich. — „Sie — meine Cousine,“ sagte er zu Emilien, die ihm erröthend gegenüber stand, „so schön, und ich — ich! O, können Sie verzeihen, werden Sie mich verdammen?“ Er faßte ihre Hand, er küßte sie — er erblickte die Camellie an ihrem Busen.

In diesem Augenblicke trat Vergold ein. Therese ging ihm entgegen und reichte ihm lächelnd die Hand. „Der Baron Feldeck,“ sagte sie, „und seine Braut.“

Feldeck verneigte sich — Vergold überblickte die Gruppe. Therese trat jetzt zum Baron, der Professor näherte sich mit einigen verbindlichen Worten dem Fräulein.

„Nicht wahr, Ihre Braut?“ flüsterte Therese dem Baron zu.

„Weil Sie es wollen,“ sagte er dumpf und senkte das Haupt, „doch muß ich Sie fliehen — sonst vermöchte ich's nicht.“

»Hier, Baron,« rief Therese laut, »stelle ich Ihnen den Erwählten meines Herzens, meinen künftigen Gatten vor.« Sie warf sich an seine Brust. —

»Theure Cousine!« sagte Feldeck und zwang sich zu einem leichten Tone, »wir dürfen nicht länger die Gastfreundschaft mißbrauchen; ein Brautpaar will gern allein sein — das fühlen Sie mit mir und dann — dann habe ich Ihnen schleunigst noch manches Räthsel zu lösen.«

Er nahm ihren Arm und verbeugte sich; Emilie sank an Theresens Brust. Sie war glücklich, sie fühlte es, daß ihre Erscheinung, daß ihre Schönheit unter den waltenden Verhältnissen auf den Baron einen günstigen Eindruck hervorgebracht.

Sie verließen das Zimmer und Therese warf sich zum zweiten Male an die Brust ihres Verlobten und erklärte ihm den Zusammenhang des stattgehabten Austrittes. —

Am folgenden Tage schon verließ der Baron die Stadt und eilte mit Emilien, die er vollständig ausgehöht — dies ward ihm leicht; denn sie liebte ihn ja und hatte ihn errungen — auf das Gut des Onkels. Nachdem er daselbst seine Vermählung gefeiert, reiste er mit der jungen Gattin nach Paris. —

Eine Woche nach Feldecks Entfernung begingen

auch Vergold und Therese das Weibefest, welches sie für ewig verbinden sollte. Willibald hatte es gewünscht, daß die Trauung am Orte stattfinden sollte; da wo seine Geliebte schuldlos Demüthigung erfahren, sollte sie auch die glänzendste Stunde ihres Daseins erleben.

Als er der bräutlich Geschmückten den Kranz in die Locken flocht, sagte sie: »Ach, Eins nur fehlt im großen Kreise meines Glückes: ich wollte, meine unbekante Wohlthäterin wäre hier und ihr edles Herz sonnte sich im Strahle meiner Seligkeit. So aber kommt sie erst später, wie sie schrieb, und Du willst, daß wir schon heute reisen. Ich wäre so gern dankbar an ihre Brust gesunken und hätte sie geküßt!« —

Er lächelte und sagte: »D küsse mich!«

Sie sah ihm tief in die Augen und verstand ihn, dann sprach sie: »Darin lese ich, daß ich Dir ja Alles, Alles verdanke, Du edler, seltener Mensch!«

— »Willst Du zur Kirche, Therese?« fragte er. Sie reichte ihm den Arm und er hob sie in den Wagen.

In der That war Vergold mit jener ehrwürdigen Dame, welche Theresen zuerst vor dem Baron gewarnt, bekannt und durch deren Vermittelung der Spender jener reichen Unterstützung geworden, welche

sie so lange der Dienstbarkeit der Menschen entheben sollte, bis er ihr Herz errungen.

Nach der Trauung kehrte Therese noch ein Mal in die Wohnung ihrer Schmerzen und Seligkeiten zurück. Sie nahm Abschied von der treuen Beate, die als Wächterin des Hauses zurückblieb. Unten hielt die Postchaise — unter lautem Hörnerklang ging es hinaus in die herbstlich schöne Landschaft, nach dem deutschen Süden, in die Schweiz und weiter nach Italien, wo das junge Paar den Winter zuzubringen beschlossen hatte. —

— Ein Jahr darnach kam ein Brief nebst Kiste über Hamburg an den Professor Bergold. Beides war von Weismann. Er schrieb aus Arkansas: »Ja, lieber Herr — das war eine gute That; denn Gott hat mir sichtbarlich wieder seine Gnade verliehen und auch mein Gewissen ist ruhig. Hier kennt mich Niemand. Ich habe mit Hilfe Ihres Geschenkes Haus und Hof und auch ein braves Weib gefunden. Der Herr segne Sie und auch die arme Mamfell Therese!«

Die Kiste enthielt eine reiche Sammlung seltener Käfer, Schmetterlinge und Reptilien; der Insektensammler hatte auch dort Desjenigen gedacht, der ihm vor Allen ein theilnahmvolles Herz gezeigt. --